



ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert (Berlin), Ulf
Engel (Leipzig), Harald Fischer-Tiné (Zürich), Marc Frey
(München), Eckhardt Fuchs (Braunschweig), Frank Hadler
(Leipzig), Silke Hensel (Münster), Madeleine Herren (Basel),
Michael Mann (Berlin), Astrid Meier (Halle), Katharina
Middell (Leipzig), Matthias Middell (Leipzig), Ursula Rao
(Leipzig), Dominic Sachsenmaier (Bremen), Hannes Siegrist
(Leipzig), Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Global and European Studies Institute
Universität Leipzig
Emil-Fuchs-Str. 1
D-04105 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230
Fax.: +49 / (0)341 / 960 52 61
E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de
Internet: www.uni-leipzig.de/comparativ/

Redaktionssekretärin: Katja Naumann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von
jeweils ca. 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00 €;
Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €.
Für Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abonnement
im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die
Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder
direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter:
<http://www.uni-leipzig.de/comparativ/>

Wissenschaftlicher Beirat

Gareth Austin (London), Carlo Marco Belfanti (Brescia), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michel Espagne (Paris), Etienne François (Paris / Berlin), Michael Geyer (Chicago), Giovanni Gozzini (Siena), Regina Grafe (Evanston / Chicago), Margarete Grandner (Wien), Michael Harbsmeier (Roskilde), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill), Hartmut Kaelble (Berlin), Markéta Křížová (Prag), Wolfgang Küttler (Berlin), Marcel van der Linden (Amsterdam), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Barbara Lüthi (Köln), Attila Melegh (Budapest), Alexey Miller (Moskau), Patrick O'Brien (London), Diego Olstein (Pittsburgh), Juan Carmona Pidal (Madrid), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Hagen Schulz-Forberg (Aarhus), Alessandro Stanziani (Paris), Edoardo Tortarolo (Turin), Eric Vanhaute (Gent), Peer Vries (Wien), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststraße 41
D – 04317 Leipzig
Tel. / Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

Der deutsche Historikerverband im interdisziplinären Vergleich

**Herausgegeben von
Matthias Berg und Martin Sabrow**



Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von
Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 25, H. 1. Der deutsche Historikerverband im interdisziplinären Vergleich. – 2015

Der deutsche Historikerverband im interdisziplinären Vergleich. Hg. von

Matthias Berg und Martin Sabrow – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2015

(Comparativ; Jg. 25, H. 1)

ISBN 978-3-86583-974-9

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2015

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 25 (2015) 1

ISSN 0940-3566

ISBN 978-3-86583-974-9

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Matthias Berg/Martin Sabrow

Der Fachverband der Historiker und sein historischer Ort. Dimensionen einer vergleichenden Verbandsgeschichte 7

Uwe Dörk/Henning Borggräfe

Wissen und Organisation: Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und der Historikerverband 19

Myriam Isabell Richter/Hans-Harald Müller

Der Deutsche Germanistenverband – eine „Fachgenossenschaft“ im Zielkonflikt 36

Levke Harders

Professionalisierung und Disziplinierung: Die *American Studies Association* in den 1950er Jahren 50

Literaturbericht

Peter van Dam

The Limits of a Success Story: Fair Trade and the History of Postcolonial Globalization 62

Forum

Mina Ishizu/Simona Valeriani

The Diffusion of Useful and Reliable Knowledge over the centuries of the Great Divergence: Comparative Case Study of Urban Water Supply in Early Modern England and Tokugawa Japan 78

Buchbesprechungen

- Markus Wissen: Gesellschaftliche Naturverhältnisse in der Internationalisierung des Staates. Konflikte um die Räumlichkeit staatlicher Politik und die Kontrolle natürlicher Ressourcen (Raumproduktionen. Theorie und gesellschaftliche Praxis, Bd. 10), Münster 2011
Christian Lotz 98
- Sebastian Conrad: Globalgeschichte. Eine Einführung, München 2013; Andrea Komlosy: Globalgeschichte. Methoden und Theorien, Wien 2011; Margrit Pernau: Transnationale Geschichte, Göttingen 2011
Steffen Doerre / Moritz Glaser 101
- Georg G. Iggers / Q. Edward Wang / Supriya Mukherjee: Geschichtskulturen. Weltgeschichte der Historiografie von 1750 bis heute, Göttingen 2013
Matthias Middell 106
- Joachim Rückert (Hrsg.): Arbeit und Recht seit 1800. Historisch und vergleichend, europäisch und global (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 87), Köln 2014
Helmut Goerlich 109
- Brenda Cooper / Robert Morrell (eds.): Africa-Centred Knowledges. Crossing Fields & Worlds, Woodbridge, Suffolk 2014
Susann de Ruijter 112
- Sabine Mangold-Will: Begrenzte Freundschaft. Deutschland und die Türkei 1918–1933 (= Moderne europäische Geschichte, Bd. 5), Göttingen 2013
Zaur Gasimov 113
- Heather L. Gumbert: Envisioning Socialism. Television and the Cold War in the German Democratic Republic, Ann Arbor 2014
Kirsten Bönker 115
- Autorinnen und Autoren 119

Der Fachverband der Historiker und sein historischer Ort. Dimensionen einer vergleichenden Verbandsgeschichte

Matthias Berg / Martin Sabrow

ABSTRACT

The history of the German Historical Association is to evaluate and to write appropriate only in comparison with other scientific associations and academic cultures. This issue is dedicated to this transdisciplinary comparison of scientific associations and presents essays on the development of the German Sociological Association (Deutsche Gesellschaft für Soziologie), the German Association of German Studies (Deutscher Germanistenverband) and the American Studies Association.

Mehr als zwanzig Jahre nach der ersten, im April 1893 in München abgehaltenen „Versammlung Deutscher Historiker“ ließ Karl Lamprecht alle Hoffnung fahren. Der Historikertag habe seine „werbende Kraft verloren“, seitdem „eine immer mehr überwiegende einseitige Richtung“ ihn der „Freiheit der Diskussion, wie einer Diskussion überhaupt“ beraube, es werde „vor einer jüngeren Dozentschar teils zu deren Ergötzung“ lediglich eine „geistige Promenade“ ausgeführt. Dafür schien sich Lamprecht zu schade. Doch er beließ es nicht bei dieser Äußerung der Enttäuschung. Unter den „Vereinsveranstaltungen akademischen Charakters“, so warb Lamprecht in seinem Schreiben an den Kollegen Ernst Bernheim, scheine ihm „bei weitem die kräftigste doch der Hochschullehrrtag“ zu sein.¹ Schon seit längerem ließ sich Lamprecht in seinem Sehnen nach einer seinen Vorstellungen angemessenen wissenschaftlichen Organisationsform nicht mehr

1 Karl Lamprecht an Ernst Bernheim, 23.12.1913, Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, NL Karl Lamprecht (ehemals Bestand Kleve), 31. Vgl. M. Ogrin, Ernst Bernheim (1850–1942). Historiker und Wissenschaftspolitiker im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Stuttgart 2012, S. 44–61, 73–80.

durch disziplinäre Grenzen beschränken – er hatte gemeinsam mit Friedrich Meinecke zu den Gründungsmitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gezählt und amtierte seit dem Jahr zuvor als Vorsitzender der „Gesellschaft für Hochschulpädagogik“.² Dem wenige Wochen vor seinem Klagebrief in Wien abgehaltenen, 13. Historikertag war Lamprecht bezeichnenderweise ferngeblieben, die im Frühsommer desselben Jahres abgehaltene Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure hingegen hatte er mit einem Vortrag über „Die Technik und die Kultur der Gegenwart“ beehrt.³ Grenzüberschreitungen zwischen Disziplinen, auch zwischen ihren universitären und außeruniversitären ebenso wie zwischen ihren vor allem forschenden oder vorwiegend vermittelnden Ausprägungen waren in den Geistes- und Kulturwissenschaften um die Wende zum 20. Jahrhundert weitaus mehr die Regel denn die Ausnahme. Die neuen „Konkurrenten in der Fakultät“⁴ beobachteten, adaptierten oder verwarfen, und sie wurden zugleich selbst zum Gegenstand einer interessierten Musterung alternativer Organisations-, Präsentations- und Diskussionsformen durch die „etablierten“ Fächer. Nur im Vergleich mit anderen Fachverbänden und Wissenschaftskulturen sind die Möglichkeiten, aber auch die Begrenzungen der – als Verband Deutscher Historiker 1895 zunächst zur Veranstaltung der Historikertage begründeten und nach 1945 als Verband der Historiker Deutschlands wiederbegründeten – Fachvereinigung der deutschen Geschichtswissenschaft angemessen zu bewerten und zu beschreiben. Verlangt ist eine transdisziplinäre Kontextualisierung, die den Historikerverband nicht allein räumlich oder zeitlich verortet als vielmehr disziplingeschichtlich, und danach fragt, inwieweit Gründung und Entwicklung des Historikerverbands einem bereits gebahnten „Normalweg“ folgte – und diesen womöglich selbst entscheidend prägte oder einen „Sonderweg“ beschritt, also inwieweit die Entwicklung des Verbandes der Professionalisierung, Institutionalisierung und Differenzierung in den Geistes- und Kulturwissenschaften folgte oder ihr zuwiderlief. Zu fragen ist deshalb nach der institutionellen Position und dem institutionellen Geltungsanspruch des Verbandes sowohl im Vergleich wie auch in der organisatorischen Beziehung zu kooperierenden und konkurrierenden Verbänden in Deutschland sowie im europäischen und transatlantischen Ausland. Schließlich enthält jeder Vergleich auch eine kontrafaktische Dimension. Gerade für eine lange Zeit als ungenügend etabliert geltende Vereinigung wie den Historikerverband, eher von den Rändern als vom Zentrum des Faches aus begründet und zudem mehrfach für längere Zeit inaktiv, verspricht die Betrachtung anderer Disziplinen auch Ausblicke auf institutionelle Entwicklungen, die dem Fachverband der Historiker verwehrt geblieben sind.

2 Zur DGS und Lamprecht siehe den Beitrag von Uwe Dörk und Henning Borggräfe in diesem Heft; vgl. zudem R. Pöppinghege, Der Historiker Karl Lamprecht und die frühe Hochschulpädagogik, in: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 19 (2013), S. 153–168.

3 Vgl. das Teilnehmerverzeichnis in: Bericht über die dreizehnte Versammlung deutscher Historiker zu Wien, 16. bis 20. September 1913, München u. Leipzig 1914, S. 41–49 sowie K. Lamprecht, Die Technik und die Kultur der Gegenwart. Vorgetragen auf der 54. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure zu Leipzig, in: Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure 57 (1913), Nr. 38, S. 1523–1526.

4 Vgl. eine Vielzahl von Beiträgen in: Ch. König/ E. Lämmert (Hg.), Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900, Frankfurt am Main 1999.

Die theoretische und methodische Selbstreflexion zählt seit jeher zu den Standards des Fachs Geschichte, und dies spiegelt sich auch in der über einhundertjährigen Geschichte der Historikertage. Die Öffentlichkeit der an einem Ort versammelten Disziplin ermöglichte – gelegentlich auch erzwang⁵ – offenbar in besonderem Maße die Auseinandersetzung mit der eigenen Fachgeschichte und der analytischen Reichweite ihrer Instrumentarien und Konzepte. Auch das vorliegende Heft ist aus einer Historikertagssektion hervorgegangen, die von den Herausgebern gemeinsam mit Christoph Cornelißen auf dem fünfzigsten Deutschen Historikertag in Göttingen im September 2014 veranstaltet worden ist. Dieser Versuch eines Vergleichs mit anderen Disziplinen versteht sich zugleich als Baustein einer in Vorbereitung befindlichen Geschichte des deutschen Historikerverbandes bzw. besser: der deutschen Historikerverbände zwischen ausgehendem 19. und einsetzendem 21. Jahrhundert und umfasst neben dem „alten“ und dem nach 1945 wiederbegründeten, westdeutschen Verband auch die Historikergesellschaft der DDR und den Unabhängigen Historikerverband in der DDR. Damit findet eine Diskussion ihre Fortsetzung, die auf dem Mainzer Historikertag 2012 begonnen wurde und die den Historikerverband selbst in diachroner und synchroner Perspektive in den Mittelpunkt rückte.⁶ Sie nahm ihren Ausgangspunkt von dem gerade angesichts des historiographiegeschichtlichen Booms der vergangenen Jahre überaus erstaunlichen Befund, dass die Fachvereinigung der Disziplin auch im hundertzwanzigsten Jahr ihres Bestehens noch keine monographische Würdigung erfahren hat. Eine erste Auswertung der Presserezeption der Historikertage bis 1937, die 1974 vorgelegt wurde, hatte schon aufgrund der auf Zeitungs- und Zeitschriftenauswertung beschränkten Quellengrundlage, aber auch wegen der Fragestellung einer Geschichte der Historikertage „im Spiegel der Presse“ zu einer vertiefenden Geschichte des Verbandes selbst nur wenig beitragen können.⁷ Erst mit einem 1996 von Gerald Diesener und Matthias Middell herausgegeben Sammelband gelang es, wesentliche Forschungsfelder und -fragen zu identifizieren, ohne dass dieser Impuls allerdings zu einer Initialzündung für eine intensivierte Erforschung der Verbandsgeschichte wurde.⁸ Nicht zuletzt an dieses Konzept der „Historikertage im Vergleich“ möchte das vorliegende Heft anschließen, was sich nicht nur äußerlich im Publikationsort niederschlagen soll, sondern vor allem in der dezidiert interdisziplinär und auch international ausgerichteten Vergleichsperspektive.

5 Vgl. die 1998 auf dem Frankfurter Historikertag kulminierte Debatte um die nationalsozialistische Fachvergangenheit, dokumentiert in: W. Schulze/O. G. Oexle (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 1999.

6 Die Sektionsbeiträge wurden gesammelt veröffentlicht in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 64 (2013), Heft 3/4.

7 P. Schumann, *Die deutschen Historikertage von 1893 bis 1937. Die Geschichte einer fachhistorischen Institution im Spiegel der Presse*, Marburg 1974 (Diss. phil.).

8 G. Diesener/M. Middell (Hg.), *Historikertage im Vergleich*, Leipzig 1996 (Comparativ 6, H. 5/6). Die Internationalen Historikerkongresse und das Comité International des Sciences Historiques sind recht umfassend untersucht, vgl. K. D. Erdmann, *Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques*, Göttingen 1987. Zur Neukonstituierung der Geschichtswissenschaft nach 1945, auch des Verbandes, ist hinzuweisen auf W. Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993, insbesondere S. 159–200.

Wie lassen sich die möglichen Untersuchungsebenen eines solchen Vergleichs zu konkreten Fragekomplexen bündeln? Zunächst sind natürlich die jeweiligen *Gründungsphasen und zeitlichen Zäsuren* in der Entwicklung anderer Fachvereinigungen in den Blick zu nehmen: In welchem wissenschaftshistorischem Umfeld und in welcher Phase disziplinärer Entwicklungen es zur Gründung von Fachverbänden kam, auch welche(r) Gründungsimpuls(e) zu identifizieren sind, zählt zu den Leitfragen eines Vergleiches, welcher die Stellung der Historikerverbandsgründung im wissenschaftlichen Feld zu ermitteln sucht. Gab es wissenschafts- bzw. bildungspolitische Motive, vergleichbar der Diskussion der Historiker um eine drohende Politisierung des Geschichtsunterrichts, die zur Entstehung beitrugen? Welche Folgen zeitigte der jeweilige Gründungsimpuls für die Rolle der Fachverbände innerhalb ihrer Disziplinen? Der Fachverband der Historiker war und blieb institutionell wenig verfestigt, nicht zuletzt weil er seit seiner Gründung nicht den Aufstieg der Disziplin, sondern eine längst entwickelte und ausdifferenzierte Wissenschaft begleitete: Sein disziplinärer Rang maß (und misst) sich an seiner vergleichsweise spät und unter starker innerdisziplinärer Konkurrenz erfolgten Etablierung. Zugleich wäre festzustellen, ob und für welchen Zeitraum die Prägekraft einer randständigen, aber auch die einer zugkräftigen Gründung anhielt. Die Historikertage, aus denen der Historikerverband als organisatorische Klammer hervorging, entwickelten sich rasch zu gefragten Versammlungsorten eines sich verstärkt pluralisierenden Faches, sie bedienten die wachsende Nachfrage nach inner- wie außerdisziplinärer Kommunikation. Institutioneller Erfolg bedeutete zunächst: Zuspruch und Nachfrage.⁹

Eine „Erfolgsgeschichte“, die durch den Ersten Weltkrieg eine jähe Unterbrechung erfuhr. Auch die auf die Kriegsniederlage folgende, sprichwörtliche wie faktische „Not deutscher Wissenschaft“¹⁰ verschonte Verband und Historikertage nicht, die institutionelle Krise beider gesellte sich zum Krisenempfinden in politischer, sozialer und wissenschaftlicher Hinsicht. Dem Verband als zumindest potentielle Standesorganisation der Geschichtswissenschaft wurden diese Krisen eine zusätzliche Last: Der vergleichsweise jungen, begrenzt etablierten Institution hätte eine dynamischere Gesamtsituation der Disziplin zum Vorteil gereichen können. Doch erst im Vergleich mit anderen, in ihrem Fachkontext different positionierten Disziplinen ist die Zwangsläufigkeit respektive sind alternative Entwicklungsmöglichkeiten abzuwägen, denn nicht die Geschichtswissenschaft im Generellen, sondern ihre Fachvereinigung hatte einen mehr als zehnjährigen Hiatus zwischen Wiener Historikertag 1913 und der ersten Nachkriegstagung in Frankfurt/Main 1924 zu erleiden. Entsprechend sind weitere politische Zäsuren auf ihre ver-

9 Vgl. M. Middell, Die ersten Historikertage in Deutschland 1893–1913, in: G. Diesener / M. Middell (Hg.), *Historikertage im Vergleich*, Leipzig 1996, S. 21–43; zur Frühphase des Historikerverbandes vgl. M. Berg, Zur Institutionalisierung der deutschen Geschichtswissenschaft: Der Verband Deutscher Historiker um 1900, in: Ch. Ottner / K. Ries, *Geschichtsforschung in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert. Ideen – Akteure – Institutionen*, Stuttgart 2014, S. 223–242.

10 J. John, „Not deutscher Wissenschaft“? Hochschulwandel, Universitätsidee und akademischer Krisendiskurs in der Weimarer Republik, in: M. Grüttner u. a. (Hg.), *Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2010, S. 107–140.

bandshistorischen Auswirkungen zu befragen, insbesondere die politischen Umbrüche 1933 und 1945, aber auch die Systemkonkurrenz bis 1989 setzten geistes- und kulturwissenschaftliche Disziplinen unter Veränderungs-, Anpassungs- oder Widerstandsdruck. Der Historikerverband gewann zwischen Kontinuitätsbestreben, Angeboten an den NS-Staat und zunehmender Marginalisierung keinen gefestigten Ort im nationalsozialistischen Wissenschaftssystem¹¹, wie aber sind seine Bemühungen im Licht der NS-Geschichte anderer Verbände einzuordnen? Inwieweit kann, für den Historikerverband wie für andere Disziplinen, nach den mehrfachen Neuanläufen nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, aber auch der nationalsozialistischen Herausforderung, überhaupt von einer institutionellen, personellen oder mentalen Verbandskontinuität gesprochen werden? Die deutsche Historiographiegeschichte nach 1945 ist nicht zu schreiben ohne den „Kalten Krieg der deutsch-deutschen Geschichtswissenschaft“. Doch bedarf es auch der disziplinären Vergleichsperspektiven, um zwischen einer besonderen legitimatorisch aufgeladenen Stellung der Geschichtswissenschaft und den allgemeinen Gegebenheiten von Wissenschaft in den Zeiten der Systemkonkurrenz zu unterscheiden. Gleiches gilt für die Transformationsphase nach dem Zusammenbruch des Ostblocks, verfügten auch andere, vormals geteilte Fachverbände über einen, gegebenenfalls mit Fragezeichen zu versehenen „Vereinigungs-Historikertag“?¹²

Zweitens ist nach dem *Selbstverständnis, nach zentralen Aufgaben und der innerfachlichen Bedeutung einzelner Fachvereinigungen* zu fragen – was machte den Verband eigentlich zum Verband? Eine vergleichende Betrachtung des verfolgten Hauptzwecks einzelner Fachvereinigungen eröffnet ein weitgestrecktes Panorama, von der primären Abhaltung innerfachlicher Veranstaltungen bis hin zu dezidierter Außendarstellung und Bewerbung des fachlichen Deutungsangebots, vom geschlossenen Fachzirkel bis zum öffentlichen Kongresswesen mitsamt seiner Exploration vielversprechenden Nachwuchses und der Abhaltung informeller Jobbörsen. Ein wesentlicher Grund für die stets diskutierte, gelegentlich auch prekäre Stellung des Historikerverbandes war sein beschränktes Arsenal an Funktionen. Neben seiner Hauptaufgabe, der Veranstaltung der Historikertage, gewann der Verband in den 1920er Jahren mit der internationalen Vertretung der deutschen Geschichtswissenschaft eine weitere wichtige Funktion, welche ihm auf nationaler Ebene – angesichts anhaltend gepflegter internationaler Konkurrenzen – einerseits zu einer integrativen Rolle verhalf, ihn andererseits aber auch zur Adresse nationalistischer Abwendungen von der „internationalen Gelehrtenrepublik“ werden ließ. Zunächst in ähnlicher Weise wie in der Weimarer Republik verhalf die internationale Verbandsvertretung auch nach 1945 dem Fach zum neuerlichen Entrée in die internationale Wissenschaftsgemeinde, bevor dort die „Stellungskriege“ zwischen Ost und West ausbrachen.¹³ Versuchen anderer Funktionserweiterungen allerdings, wie sie beispielsweise Karl Brandi – die

11 M. Berg, Der Verband Deutscher Historiker im Jahr 1933, in: VHD Journal 2 (2014), S. 60-65.

12 M. Sabrow, Der Kalte Krieg der deutsch-deutschen Geschichtswissenschaft, in: GWU 64, 2013, S. 174-186. C. Cornelißen, „Vereinigungs-Historikertag“ in Bochum? Zur Rolle des Verbandes der Historiker Deutschlands (VDH) in den Jahren 1989–1991, in: GWU 64 (2013), S.187-202.

13 K. Naumann, Gangstertaten, Stellungskriege und beherztes Improvisieren. Walter Markov und die internatio-

vermeintliche Gunst der Stunde noch unklarer nationalsozialistischer Wissenschaftspolitik nutzend – im April 1933 dem preußischen Wissenschaftsminister Bernhard Rust andiente, war kein nachhaltiger Erfolg beschieden.¹⁴

Wenn, wie im Falle des Historikerverbandes, neben der äußeren Repräsentation die Organisation des wissenschaftlichen Disputs und des innerfachlichen Austausches im Mittelpunkt der Verbandsarbeit stand, stellt sich zugleich die Frage nach der Stellung des Verbandes zu fachlichen Konfliktlinien. Bewertete Lamprecht noch, zumindest in der resignativen Rückschau von 1913, die Diskussionskultur auf den Historikertagen als ausgesprochen defizitär, erhielt der vom etablierten Fach und seinem Vertreter Albert Brackmann attackierte Ernst Kantorowicz auf dem Hallenser Historikertag 1930 ein Podium, um seine Vorstellungen der „Darstellung mittelalterlicher Geschichte“ zu präsentieren.¹⁵ Ob allerdings Werturteilsfreiheit und fachliche Neutralität gegenüber dem Streit der Schulen gewahrt blieben oder diese verletzt wurden, blieb aus der Perspektive der Betroffenen oftmals fraglich, insbesondere wenn diese sich aus einstmals führender Position mit dem fachlichen, aber auch gesellschaftlichen Wandel konfrontiert sahen, wie sich dies besonders markant 1964 abzeichnete:

*Auf dem Berliner Historikertag gab es eine Massenversammlung mit Claqueuren, besonders aus Hamburg, die das Bild eher einer politischen Volksversammlung als einer wissenschaftlichen Diskussion entstehen ließ.*¹⁶

Die Empörung Gerhard Ritters, formuliert auf dem öffentlichen Höhepunkt der Fischer-Kontroverse, lässt nach der Einflussnahme von Fachverbänden auf die disziplinäre Entwicklung fragen. Waren diese Kristallisations- oder eher Repräsentationsorte wesentlicher fachlicher Debatten? In Bezug auf die Fischer-Debatte, wie auch bei anderen geschichtswissenschaftlichen Konflikten wird man dem Historikerverband wohl eher letzteres zuzuschreiben haben. Selten fanden fachliche Debatten auf deutschen Historikertagen ihr vorrangiges Fachforum und ebensowenig ihren eigentlichen Ausgang oder Abschluss, oftmals aber eine öffentlichkeitswirksame Präsentation. Selbstredend wirkte sich die institutionelle Stellung des Historikerverbandes auf seinen Rang in fachlichen Debatten aus. Im Vergleich mit anderen Disziplinen kann hier eine umfassendere Einschätzung gewonnen werden, und zu fragen ist, ob und inwieweit die jeweiligen Vereinigungen zu disziplinären Integrationsorten wurden, ob disparate fachliche Positionen

nen Historikerkongresse, in: M. Middell (Hg.), „Lust am Krimi“. Beiträge zu Werk und Wirkung Walter Markovs, Leipzig 2011, S. 87–127.

14 Brandt suchte den weitgehenden Verzicht auf eigene Verbandspublikationen zu beenden und hatte die Mitwirkung des Verbandes bei einem geplanten „Reichsgeschichtsbuch“ angeboten, vgl. M. Berg, „Eine grosse Fachvereinigung“? Überlegungen zu einer Geschichte des Verbandes Deutscher Historiker zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, in: GWU 64 (2013), S. 153–163, hier S. 161.

15 Bericht über die siebenzehnte Versammlung Deutscher Historiker zu Halle a.d.S. vom 22. bis 26. April 1930, München u. Leipzig 1930, S. 25–27.

16 Gerhard Ritter an Schieder, 26.10.1964, BArch, NL Schieder 111. Vgl. zudem O. Blaschke, Der Verband im Umbruch? Herausforderungen und Konflikte um 1970, in: GWU 64 (2013), S. 164–173.

und Entwicklungen ihren Niederschlag fanden oder die Verbände Tendenzen fachlicher Homogenisierung zusätzlich verstärkten.

Komplementär zur Frage des verbandlichen Einflusses in der Disziplin ist die organisatorische Verfasstheit der Verbände bzw. ihre Stellung innerhalb der Institutionen der Disziplin zu diskutieren. Wer bestimmte über die Arbeit und Ausrichtung des Verbandes, welche Bedeutung kam der Verbandsführung gegenüber deliberativen Gremien wie beratenden Ausschüssen und Mitgliederversammlungen zu? Welches Geltungskapital vermochte der Verbandsvorsitzende zu entwickeln, inwieweit hing die Entwicklung des Verbandes von der Einflussstärke oder Führungsschwäche des jeweiligen Leitungsgremiums ab? Für den Historikerverband ergibt sich für die Zeit bis 1945 ein durchaus erstaunliches Bild selbstgewählter – vielleicht auch bewusst nur zugestanderener – organisatorischer Schwäche. Insbesondere der Verbandsvorsitz erfuhr eine wesentliche Schwächung durch die Praxis, stets einen Historiker zum Vorsitzenden zu wählen, der am Ort des jeweils nächsten Historikertages tätig war. Im Resultat führten von der Verbandsgründung bis zum Ersten Weltkrieg elf verschiedene Vorsitzende den Verband, nach der Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg amtierten zwischen Beginn der 1920er Jahre und 1933 wiederum nicht weniger als sechs Vorsitzende, was für die Stärke und Gestaltungskraft des Verbandes innerhalb der Disziplin sicherlich nicht als Vorteil gesehen werden kann. Erst als die nationalsozialistische Wissenschaftspolitik für Jahre die Abhaltung eines Historikertages, und damit auch eine Mitgliederversammlung mitsamt Vorstandswahl unterband, amtierte ein Verbandsvorsitzender länger als die üblicherweise zwischen den Historikertagen liegende Spanne von zwei Jahren. Bis zur Ernennung eines Nachfolgers 1937 – eine Wahl entsprach nicht den Vorstellungen nationalsozialistischen Führungsgeistes – amtierte der 1932 gewählte Göttinger Karl Brandi. Dessen ungewöhnlich lange Amtszeit, in der den Gestaltungsansprüchen des NS-Staates zu begegnen sowie zwischen dem institutionellen Eigensinn und der Mitwirkungsbereitschaft der Disziplin zu vermitteln war, kann der Erforschung der Verbandsgeschichte zu einem dichten Einblick in die Möglichkeiten und Grenzen des Verbandswirkens bis 1945 verhelfen.

Mit der Wiedergründung des Verbandes ab 1948 wurden schließlich Tagungsort und Verbandsvorsitz entkoppelt, und in Gestalt von Fachrepräsentanten wie Gerhard Ritter, Hermann Aubin, Hans Rothfels, Karl Dietrich Erdmann, Theodor Schieder und Werner Conze standen nun die tatsächlich führenden Historiker auch dem Verband vor.¹⁷ Doch auch am anderen Ende der hierarchischen Gliederung einer Fachvereinigung, bei den einfachen Mitgliedern, verbergen sich für den interdisziplinären Vergleich lohnende Fragen. Welche Rolle wurde Seiteneinsteigern, Außenseitern oder gelehrten Dilettanten zugestanden, fanden auch die öffentlichen und schulischen Wissensvermittler Gehör oder dominierten die Hochschullehrer und unter ihnen namentlich die Ordinarien? Für den Historikerverband war und blieb die Frage einer Partizipation vermeintlicher Amateure

17 Hierzu sowie zu den – im Gegensatz zum Verbandsvorsitz – teils jahrzehntelangen und entsprechend einflussreichen Mitgliedschaften im Ausschuss des Verbandes vgl. M. Berg, „Eine grosse Fachvereinigung“ (wie Anm. 9), S. 158–159 sowie zuvor bereits Middell, Die ersten Historikertage (wie Anm. 9), S. 34–39.

geradezu konstitutiv. Gegründet gemeinsam mit den vor allem an Gymnasien lehrenden Geschichtslehrern, wurde die Grenze zwischen professioneller und nicht-professioneller Geschichtswissenschaft sowie der entsprechenden verbandlichen Vertretung zur stets diskutierten, gleichwohl zu keinem Zeitpunkt endgültig beantworteten „Gretchenfrage“. Als in der Vorbereitung des ersten Historikertages nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, der schließlich in München im Herbst 1949 stattfinden sollte, auch die Frage der in den neu entstehenden Verband einzubeziehenden Kreise zur Diskussion anstand, konnte Hermann Heimpel einem allzu pluralen Ansatz nichts abgewinnen: „Die Masse war bei bisherigen Tagungen immer ein Hindernis. Es kommt auf repräsentative Qualität an.“¹⁸ Mit diesem Wunsch nach elitärer Abschließung jedoch konkurrierte die zugleich gehegte Hoffnung auf eine möglichst breite Basis der verbandlichen Repräsentation: Öffentlicher Einfluss zumindest bedurfte auch eines Mindestmaßes an öffentlicher Teilhabe. Zumindest Gerhard Ritter verwarf bald seine Bedenken, „unsere Tagung durch wissenschaftlich unproduktive Oberlehrer zu überfluten“.¹⁹

Die auch zuvor bereits vielfach befürchteten „Oberlehrer“ hatten sich 1913 bereits einen eigenen Verband gegeben, gleichsam ausgegründet aus der zunächst geteilten Vereinigung, blieben jedoch an den Historikertagen bis zum heutigen Tage beteiligt. Es bleibt deshalb auch zu fragen nach dem Verhältnis *interdisziplinärer Kooperation und Konkurrenz* in den jeweiligen Verbandsentwicklungen. Für die Geschichte des Historikerverbandes war es bedeutsam, dass er sich in einem bezogen auf die Geschichtswissenschaft institutionell bereits weitgehend gesättigtem Gesamtfeld zu etablieren hatte, während seine Position im weiteren disziplinären Umfeld weitaus weniger eindeutig war. Während für eine Vielzahl von Fächern der Geistes- und Kulturwissenschaften der Disziplinbildungsprozess um 1900 ohnehin allenfalls eingesetzt hatte, musste auch die Geschichtswissenschaft sich gelegentlich anpassen. Der bereits erwähnte, für Wien geplante Historikertag drohte, so der Verbandsvorsitzende Ottenthal, mit einer konkurrierenden Veranstaltung zu kollidieren:

Gegen den Beschluss, den Historikertag im Herbst 1912 hier abzuhalten, ist ein sehr schwer wiegendes Hindernis aufgetaucht. Es ist nämlich in den letzten Tagen der endgültige Beschluss gefasst worden, den nächsten deutsch-österreich. Juristentag in Wien vom 3. bis 7. Sept. 1912 abzuhalten. (...) Nun zeigt sich aber jetzt schon, wie viele Kreise, auf welche wir rechnen und rechnen müssen, auch durch den grossen Juristentag in Anspruch genommen werden. (...) Der Historikertag würde sich da also nach der geistigen wie materiellen Seite, bezüglich des vorbereitenden Komites wie bezüglich der Teilnehmer, einer wahrhaft erdrückenden Konkurrenz aussetzen.“²⁰

18 Hermann Heimpel an Gerhard Ritter, 27.2.1949, Akten des VHD, Korr. 1.

19 Gerhard Ritter an Hermann Aubin u. a., 9.5.1949, Akten des VHD, Box Verschiedenes (1948-54), Mappe VHD 1948-1953.

20 Emil von Ottenthal (Verband Deutscher Historiker. Der Vorstand) an Friedrich Meinecke, 24.10.1911, GStA, VI. HA NL Friedrich Meinecke 49, Brief Nr. 68.

Deutsche Juristentage wurden bereits seit 1860 abgehalten und die anstehende Tagung war bereits die 31., während die Historiker erst ihre 13. Versammlung in Angriff nehmen wollten. Entsprechend entschied sich der Verbandsausschuss, besser auszuweichen; tatsächlich fand der Wiener Historikertag erst ein Jahr darauf, im September 1913 statt. Es kennzeichnet den ambivalenten institutionellen Rang des Historikertages, dass er zum einen dieser Konkurrenz nicht ebenbürtig schien, zum anderen aber Vorbild und Inspiration für die entstehende Tagungskultur anderer Disziplinen war. Die in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in den Geistes- und Kulturwissenschaften nachhaltig voranschreitende disziplinäre Ausdifferenzierung resultierte in der Gründung einer Reihe weiterer Fachverbände, welche sich durchaus am Beispiel der Geschichtswissenschaft orientierten, zugleich aber zwischen „Kommunikation und institutionelle(r) Abgrenzung“ changierten.²¹

Damit steht eine nachhaltige Veränderung des wissenschaftlichen Feldes in Beziehung, die ihren Niederschlag in den für das vorliegende Heft ausgewählten Vergleichsdisziplinen gefunden hat: Mit dem Germanistenverband und der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sind zwei der in den Blick genommenen Vereinigungen in diesen Jahrzehnten gegründet und institutionalisiert worden. Es liegt auf der Hand, zu fragen, wie diese Vereinigungen sich *vice versa* zum Historikerverband stellten, ebenso, wie sie mit anderen disziplinären Konkurrenzen umgingen. Verführte die eigene, noch wenig verfestigte Position zur überfachlichen Zusammenarbeit, oder beförderte diese im Gegenteil vielmehr innerdisziplinäre Abschließungsprozesse? Zudem lässt nicht zuletzt die Entwicklung der Fachvereinigung der Historiker die Musterung innerfachlicher Differenzierungsprozesse in anderen Verbänden als lohnend erscheinen und wirft die Frage auf, ob sich vergleichbare Phänomene etwa zur Ausgründung eines Verbandes der Geschichtslehrer oder anderer Binnendifferenzierungen durch die Gründung von Arbeitsgemeinschaften auch in den Institutionalisierungsprozessen anderer Fachverbände identifizieren lassen.

Schließlich kann und soll auch die *disziplin- und verbandshistorische Reflexion* selbst nicht vernachlässigt werden. Als Wissenschaftsvereinigungen stellten alle genannten Verbände auch Orte der disziplinären Rückschau dar, die als Knotenpunkte ihrer jeweiligen Disziplin fachliche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verknüpften. So war in verschiedener Hinsicht mit der Wiedergründung des Historikerverbandes nach 1945 eine disziplin- und institutionengeschichtliche Selbstreflexion verbunden, die – in allerdings aus heutiger Sicht allzu dezenter Weise – nach Selbstvergewisserung über zweifelhaft gewordene Erkenntnisgrundlagen²², aber auch in durchaus praktischer, personalpolitischer Hinsicht verlangte. Es galt, die für fast jede – nicht nur wissenschaftliche – Institution zentrale Frage neu zu beantworten, wer nämlich auch künftig an ihr mitzuwirken zugelassen sei. Welche „politischen Voraussetzungen“ an die Mitgliedschaft im

21 G. Hübinger, Historikertage und Soziologentage vor dem Ersten Weltkrieg. Kommunikation und institutionelle Abgrenzung, in: G. Diesener / M. Middell (Hg.), Historikertage im Vergleich, Leipzig 1996, S. 44-57.

22 Vgl. entsprechend den Münchner Vortrag des neuen Verbandsvorsitzenden Gerhard Ritter: Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgabe deutscher Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag des 20. Deutschen Historikertages in München am 12. September 1949, in: HZ 170 (1950), 1-23.

Historikerverband zu knüpfen seien, prägte die Gründungsberatungen von Beginn an. Da jedoch seitens der Besatzungsbehörden keinerlei Vorgaben erfolgten, verzichtete man auf eine Regelung dieses heiklen Punktes. Zuvor allerdings hatte sich Gerhard Ritter beim Nationalökonom Gerhart Albrecht erkundigt, wie beim Verein für Sozialpolitik verfahren worden sei. Eine politische Überprüfung finde nicht statt, antwortete Albrecht, doch habe man nur Kollegen eingebunden, bei „denen nach unserer Kenntnis eine schwere politische Belastung nicht vorliegt.“ Die Vertreter des Faches, denen man die Aufnahme „ihrer politischen Vergangenheit wegen“ nicht gewähren könne, seien „uns so gut bekannt, dass kaum ein Versehen zu befürchten“ wäre.²³ Ein entsprechender Kenntnisstand ist für die eigene wie die Biographien der Kollegen wohl auch bei den deutschen Historikern zu unterstellen, sodass die im Berichtsheft zum Marburger Historikertag 1951 aufgeführten Mitgliedschaften von Ernst Anrich, Helmut Berve, Günther Franz, Karl Alexander von Müller sowie Reinhard Wittram kaum einem „Versehen“ geschuldet gewesen sein dürften.²⁴ In seiner Kontinuitätsgewissheit und in der entschlossenen Abwehr unliebsamer vergangenheitspolitischer Diskussionen sollte sich der Historikerverband in den folgenden Jahrzehnten auf frappante Weise treu bleiben, wie sich besonders im Vergleich mit anderen Disziplinen markant heraushebt. Während die Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte im Nationalsozialismus in den 1960er Jahren, insbesondere auf dem Münchner Germanistentag 1966, eine „Zäsur in der Geschichte und Verbandsgeschichte der Germanistik“ markierte²⁵, entschied der Ausschuss des Historikerverbandes im selben Jahr, dass auf dem anstehenden Historikertag „die Frage der deutschen Geschichtswissenschaft in der NS-Zeit nicht zu Behandlung“ gelange.“²⁶ Es bleibt ein bemerkenswertes Faktum, dass ausgerechnet die Zunft der Historiker die Chance einer institutionellen Selbstreflexion so entschlossen verschenkte – und sich dabei auch der Chance begab, eine gesellschaftliche Führungsrolle in der offensiven und energischen Auseinandersetzung mit der nahen Vergangenheit einzunehmen.

Dieser umfassende Themen- und Fragenkanon wie auch die skizzierten Untersuchungsebenen einer vergleichenden Verbandsgeschichte haben die folgenden Beiträge angeregt, ohne ihnen eine verpflichtende Last zu sein. Andere Fragen und andere Schwerpunkte waren je nach verbandlicher Entwicklung angezeigt. Zudem erscheinen auch weitere

23 Gerhard Albrecht an Gerhard Ritter, 15.1.1949, Akten des VHD, Korr. 1a.

24 Vgl. das Mitgliederverzeichnis in: Bericht über die 21. Versammlung deutscher Historiker in Marburg/Lahn, 13.-16. September 1951, Offenburg/Stuttgart o.J., S. 51-56.

25 Vgl. den Beitrag von Myriam Richter und Hans-Harald Müller in diesem Heft: Der Deutsche Germanistenverband – eine „Fachgenossenschaft“ im Zielkonflikt, hier S. 14.

26 Eine entsprechende Anregung war von Gerd Tellenbach ausgegangen, vgl. die Absage des Verbandsvorsitzenden Karl Dietrich Erdmann an Tellenbach, 22.7.1966, BArch, NL Erdmann 67. Der Verband entzog sich damit auch dem innerdisziplinären Trend: Erst im Jahr zuvor war Hans Rothfels' Tübinger Vortrag gedruckt worden (Die Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren, in: A. Flitner (Hg.), Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen, Tübingen 1965, S. 90-107). Auf Helmut Heibers Studie (Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966) folgte im nächsten Jahr die Untersuchung Karl Ferdinand Werners (Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart u.a. 1967).

Vergleiche vielversprechend, ob beispielsweise mit den die Historikertage ihrerseits inspirierenden Juristentagen oder dem eingangs erwähnten Verein Deutscher Ingenieure. Die komparatistische Herausforderung, der sich das Themenheft zu stellen versucht, liegt allerdings weder in der Fülle denkbarer Vergleiche noch in einer etwaigen Verpflichtung, bei jeder Gegenüberstellung zweier (oder mehrerer) Fachvereinigungen dieser – aus dem Blickwinkel der Entwicklung des Historikerverbandes erstellten – Agenda zu folgen. Ebenso wenig, wie ein Regel- oder Normalverlauf disziplinärer Institutionalisierung zu identifizieren ist, liegen auch der Entstehung und Entwicklung wissenschaftlicher Fachvereinigungen keine „Idealtypen“ zu Grunde, von denen im jeweiligen Einzelfall zwar stets abgewichen wird, die aber einen Vergleich grundieren, ihm als überprüfbare Folie dienen könnten. Bereits der disziplinär beschränkte Blick auf „Funktion und Entwicklung von Historikerverbänden“²⁷ verdeutlicht die Vielzahl von möglichen Ausgangsbedingungen, Motivationen, Entwicklungschancen und Hemmnissen für Vereinigungen nur eines einzigen Faches. Das vorliegende Themenheft ist disziplinär weiter gefasst, vereint mit der Soziologie, der Germanistik, den American Studies sowie den Geschichtswissenschaften jedoch sich zumindest nahestehende, vielfach ähnliche Problemlagen bearbeitende Fächer der Geistes- und Kulturwissenschaften. Doch selbst die schlichte Frage nach dem Zweck, den der jeweilige Verband für die Disziplin erfüllen sollte und erfüllte, ist für alle vier Fächer unterschiedlich zu beantworten. Entsprechend werden die ausgewählten Disziplinen mitsamt ihren Fachvereinigungen nicht durch ihre jeweilige Entwicklung, sondern durch die an diese in hinreichend gemeinsamer Weise zu formulierenden Fragen vergleichbar – ob diese Fragen auch für Disziplinen etwa der Natur- und Technikwissenschaften oder Vereinigungen jenseits des engeren wissenschaftlichen Rahmens sinnvoll sind, wird sich noch erweisen müssen.

Folglich aber ist die Einleitung zu diesem ersten Vergleich von „Verbandsgeschichten“ zunächst auf eine Vielzahl von Fragen konzentriert, gibt zugleich jedoch – wenn auch in einer dem Rahmen entsprechend sehr verknappten Form – Hinweise darauf, welche Antworten die Entwicklung des Historikerverbandes bereit hält. Als grundlegendes Narrativ der Verbandsgeschichte scheint sich *grosso modo* das Ringen des Verbandes um seine Stellung innerhalb der historischen Disziplin anzubieten – für eine wissenschaftliche Fachvereinigung eine durchaus ungewöhnliche Position, die die zu vermutende Nähe oder Identität von fachlicher und verbandlicher Entwicklung verneint. Eine fraglos vergrößerte Einschätzung, die aber an Profil gewinnt, nimmt man als Vergleichsobjekt die Deutsche Gesellschaft für Soziologie hinzu. Diese, wie Uwe Dörk und Henning Borggräfe in ihrem Beitrag zeigen, war ganz im Gegensatz zur Entwicklung in den Geschichtswissenschaften ein wesentlicher, wenn nicht *der* Kern des Disziplinbildungsprozesses wie der folgenden Institutionalisierung der Soziologie. Diese, den historischen Wissenschaften ebenso eng verbundenen wie zugleich misstrauisch als aufstrebende Deutungskonkurrenz beäugt, demonstriert mit besonderem Nachdruck die folgenreiche

27 Vgl. G. Lingelbach, Funktion und Entwicklung von Historikerverbänden im internationalen Vergleich, in: GWU 64 (2013), S. 139–152.

Bedeutung unterschiedlicher disziplinärer Entwicklungsgrade für die Stellung einer sich ausbildenden Fachvereinigung. Ein „merkwürdiger Verein“²⁸ beschäftigt hingegen Myriam Richter und Hans-Harald Müller mit dem Deutschen Germanistenverband, der im „Zielkonflikt“ zwischen weltanschaulichem und bildungspolitischem Engagement sich zunächst fast wissenschaftsfeindlich gerierte; nicht wie bei den Soziologen mittels beschränkten Zuganges zur Vereinigung die Bildung einer fachliche Elite zu befördern suchte, sondern im Gegenteil als „Weltanschauungs- und Gesinnungsverein“ allen offenstehen wollte, die seine völkisch orientierten Überzeugungen teilten. Allerdings zeigt der Beitrag Richters und Müllers auch, welchen Funktionswandel Fachvereinigungen vollziehen können: Nach einer intensiven Reformphase in den 1960er Jahren avancierte der Germanistenverband zum Motor disziplinärer Innovation, auch zum Ort kritischer Selbstreflexion der Germanistik. Im dritten Beitrag schließlich erweitert Levke Harders die Vergleichsebenen um eine internationale Perspektive; sie verfolgt die Disziplinbildung und Institutionalisierung der American Studies in der Mitte des 20. Jahrhunderts und verdeutlicht insbesondere den Preis der fachlichen Professionalisierung: Nicht nur die Themen und Methoden der Disziplin, sondern auch die an ihr Beteiligten wurden einer „Normierung“ unterzogen, im Resultat kam es zu einem weitgehenden Ausschluss von Laien wie auch zur Marginalisierung von zunächst für die Entstehung des Faches wesentlichen Amerikanistinnen.

28 M. Richter / H.-H. Müller, Merkwürdiger Verein. Gegen Griechen und Römer an deutschen Universitäten: Die Geschichte des Germanistenverbandes, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 233 v. 8.10.2014.

Wissen und Organisation: Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und der Historiker- verband

Uwe Dörk / Henning Borggräfe

ABSTRACT

This contribution reconstructs the histories of the two scientific disciplines Sociology and History. Drawing on their national professional associations, the authors explore the processes of academic institutionalization in both cases, though putting emphasis on the German Sociological Association (DGS). The authors identify significant differences between the histories of the DGS and the German Historical Association (VHD), which have had mayor impact on their organizational forms and functions. The institutionalization of history started already with the Enlightenment and limited the functions of the VHD mostly to the organization of annual conferences. Sociology, in contrast, was – although embedded in transnational and interdisciplinary networks – still not academically established in the German Empire. The DGS, therefore, had to assume a wide range of tasks. In their further development the profiles of both academic associations have become more equal in some aspects while perpetuating the differences in others

Der Vergleich von Soziologie und Geschichte ist ein Klassiker.¹ Die Frage nach Eigenart und Verhältnis dieser beiden Wissenschaften stellte sich schon in dem Moment, als „Soziologie“ als Disziplin umrissen und in ihrem Verhältnis zu den etablierten Fächern skiz-

1 Der Aufsatz speist sich aus dem DFG-Forschungsprojekt zur Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), das sich im Kern um die Frage nach dem Verhältnis von soziologischer Organisation und Erkenntnisproduktion dreht. Siehe: <http://www.kwi-nrw.de/home/projekt-98.html> (letzter Zugriff: 13.9.2014). Der erste Teil des Aufsatzes bis 1933 stammt von Uwe Dörk, der zweite von Henning Borggräfe.

ziert worden war. Seither begleitet sie die Selbstreflexion beider Wissenschaften.² Doch wird diese Frage in der Regel in zwei Situationen gestellt, die zwar einen Erkenntnisbedarf stimulieren, zugleich aber erkenntnisblockierend wirken. Zum einen wird die Frage im argumentativen Kontext eines interdisziplinären Kooperationswunsches formuliert, der sich an historischen Beispielen über seine Chancen und Grenzen informiert; die Antwort besteht meistens in einer historisch fundierten Empfehlung bestimmter Kenntnisse, Klassiker, Theorien oder Methoden. Zum anderen wird die Frage häufig dann gestellt, wenn die Identität des jeweils eigenen Fachs Thema ist; mit dem Vergleich sollen die epistemologischen Weichenstellungen, disziplinäre und funktionale Profile bewusst gemacht werden. Im ersten Fall wird der Blick von den eigenen Kooperationsinteressen (und Vorlieben) getrübt, im zweiten durch die rhetorischen Regeln der Apologetik oder Kritik des disziplinenigen Erkenntnisstils.

Im Folgenden wird der Vergleich von Geschichte und Soziologie l'art pour l'art gestellt, mithin zu einem eigenständigen Gegenstand des Erkennens erhoben. Zudem werden wir keinen enzyklopädisch-umfassenden Vergleich anstreben, sondern uns auf einen Einzelaspekt konzentrieren: Auf die Unterschiede und Übereinstimmungen der differenten Gründungs- und Organisationsgeschichten von Geschichtsschreibung und Soziologie, wie sie im Verband Deutscher Historiker (VDH, nach 1945 Verband der Historiker Deutschlands, VHD) und der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) fassbar werden. Der Akzent wird wiederum auf der DGS liegen, während das Fach Geschichte als Vergleichsfolie dient.

Zur Frühgeschichte von Historikerverband und DGS bis 1933

Wissenschaftsgeschichtlich gehören Soziologie und Geschichtsschreibung unterschiedlichen Generationen an: Soziologie ist das Produkt des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, Geschichtswissenschaft hat ihre stärkste Prägung im 17. und 18. Jahrhundert erfahren.³ Während sich in das aufkommende Fach Soziologie vor allem die Ökonomisierung und Industrialisierung der Lebensverhältnisse eingeschrieben haben, prägte die Geschichtsschreibung vor allem die Auflösung der Ständegesellschaft und das Aufkommen moderner Staatlichkeit. Während Historiographie sowohl von der Nähe zu, als auch

2 Implizit schon bei: A. Comte, *Plan de travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société*, Paris 1822, S. 85f. (trois états théoriques), S. 126-128 (trois époques). A. Comte, *Cours de Philosophie Positive*. Tome Quatrième, Paris 1839, S. 240-242 (hier auf S. 252 fällt zum ersten Mal der Begriff „sociologie“). Explizit bei: L. Gumplowicz, *Grundriß der Sociologie*, Wien 1885, S. 148ff. In der Geschichtswissenschaft daher zunächst (zumal in Tradition Treitschkes) im Lamprechtstreit ablehnend: G. v. Below, *Die neue historische Methode*, in: *HZ*, 45. Bd. (1895), S. 232-242, 254f. Positiver schon: E. Bernheim, *Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie*. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte, Leipzig 1908, S. 94-99 (2. Aufl., Ersterscheinen 1899).

3 Entsprechend argumentiere ich, anschließend u.a. an Horst-Walter Blanke (vgl. *Historiographiegeschichte als Historik*, Stuttgart 1991), in meiner Dissertation, vgl. U. Dörk, *Totenkult und Geschichtsschreibung. Eine Konstellationsgeschichte zwischen Mittelalter und Moderne* (Ulm und Bern), Konstanz 2014, S. 517f.

Emanzipation von Politik geprägt ist, ist Soziologie schon das Produkt eines ausdifferenzierten Wissenschaftssystems. Diese unterschiedliche Ausgangslage prägt beide Fächer bis heute – in Form und Inhalt. Denn die nationalen Fachgesellschaften haben, wenn auch mit der Beigabe eines eigenen Elements, die vorgefundenen Disziplinstrukturen eher konserviert als modifiziert.

Zunächst zur Historiographie: Im Gegensatz zum Topos einer weitgehend a-historischen Aufklärung waren zahlreiche Aufklärer von Thomasius, Leibniz bis zu Baumgarten davon überzeugt, dass sicheres historisches Wissen eine außerordentliche Bedeutung im Leben ihrer Zeit besitzt. In einer Situation territorialherrschaftlicher und konfessioneller Konkurrenz bei gleichzeitiger vorpositiver Rechtslage war im 17. Jahrhundert der Bedarf an historischem Wissen so gestiegen, dass man ohne solches „keine Art obrigkeitlicher Gesetze richtig und erweislich auslegen, keine Rechtshändel und Streitigkeiten gemeiner Wesen und verschiedener Stände“ (Baumgarten) führen und ebenso wenig über kirchliche, schulische, biblisch-dogmatische etc. Fragen Aufklärung erwarten konnte (Leibniz). Darüber hinaus hatte die Verfassungsgeschichte mit dem Entstehen und Werden auch die politische Machbarkeit sozialer Ordnung in den Blick gerückt und Anciennität als Legitimationsargument problematisch gemacht.⁴ Ausdruck dieser hohen, aber auch gefährlichen Bedeutung des Geschichtswissens ist die im 17. Jahrhundert einsetzende reichsweite Einrichtung von Lehrstühlen für Geschichte, mit der ein akademisiertes historisches Wissen obrigkeitlich befördert, aber auch gebunden wurde.⁵ Und da historisches Wissen in den Diskursen um „regio und religio“, um den Konnex von territorialer Herrschaft und religiöser Wahrheit eine zentrale Rolle spielte, bedurfte es nicht nur einer methodischen Absicherung mit „Hilfswissenschaften“ wie Chronologie, Geographie, Genealogie, Paläographie, Numismatik und Heraldik,⁶ sondern auch einer methodologischen Grundlagenreflexion um ihren Erkenntniswert und Gegenstandsbereich. Damit hatte sich Geschichte als narrative Gattung von der Chronistik, Länderbeschreibung (Statistik) und Rhetorik emanzipiert und wurde in dieser Form im Lauf des 18. Jahrhunderts handbuchförmig⁷ kanonisiert; auch die Curricula des höheren Schulwesens im Reich orientierten sich daran.⁸

Kurzum: Bevor Fachgesellschaften, gar nationale, eine nennenswerte Rolle für die Arbeit an der Geschichte – seit Ende des 18. Jahrhunderts im Kollektivsingular – spielten, hatte sich Geschichte, politisch befördert, als wissenschaftliche Disziplin schon längst etabliert und einen Methodenkanon entwickelt.⁹ Auch hatte sich ein breites Spektrum

4 Ebd., S. 504-523.

5 Siehe die Auflistung in: H. Blanke/D. Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 1: *Die theoretische Begründung der Geschichte als Fachwissenschaft*, Stuttgart-Bad Canstatt 1990, S. 103-123.

6 So etwa in Christian Thomasius' Vorlesungsankündigung von 1705. Hierzu: N. Hammerstein, *Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten*, Göttingen 1972, S. 91-147.

7 H. Blanke, *Historiographiegeschichte* (wie Anm. 3), S. 125, 194. Ders. / D. Fleischer, *Theoretiker*, S. 46f. (wie Anm. 5). A. Seifert, *Staatenkunde. Eine neue Disziplin und ihr wissenschaftstheoretischer Ort*, in: M. Rassem / J. Stagl (Hg.), *Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit*, Paderborn 1980, S. 217-248.

8 Dörk, *Totenkult*, S. 538-542 (wie Anm. 3).

9 Als disziplinbildende Kriterien sehen wir: 1. Der Zusammenschluss von Forschern um einen Themenzu-

von historischen Gesellschaften, Akademien und Seminaren im Laufe des 19. Jahrhunderts formiert, so dass dem 1895 gegründeten Verband Deutscher Historiker nur wenig Raum zur Entfaltung blieb. Nachdem das historische Wissen seine Bindung an territorialherrschaftliche Handlungszusammenhänge verloren hatte, gab ihm auch das historische Vereinswesen eine neue Basis und in der rasonierenden Öffentlichkeit eine neue Relevanz, sorgten informelle Netzwerke und Vereine für die Koordination der Forscher unterschiedlicher Provenienz und stemmten eine Vielzahl von Großforschungsprojekten wie Quelleneditionen und Wörterbücher. Auch die Gründung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine von 1852 unterstreicht die Bedeutung dieser Geschichtsforschung vor, neben und jenseits der Universität.¹⁰

In diesem hoch differenzierten Feld markierte die Gründung des Verbandes somit ein marginales Datum, dass diese von fachlich eher randständigen Historikern ausgegangen war und dass Historikertage das gewichtige preußische Zentrum mieden, ist symptomatisch. Auch hatten sich zuerst die Historikertage (1893 in München, 1894 in Leipzig und 1895 in Frankfurt) und dann erst der Verband etabliert. Und dieser sollte zunächst nicht mehr, als dem Zweck der Organisation von Historikertagen dienen. Selbst die Entscheidung über den Verbandsvorsitz war der Frage nach dem Veranstaltungsort untergeordnet: Vorsitzender war, wer nahe am Ort des zu veranstaltenden Historikertages wohnte. Trotzdem gewannen die Historikertage rasch an Einfluss auf die thematische und methodische Gestalt der Disziplin, während der Verband zunehmend die wichtigen Fachvertreter anzuziehen vermochte.¹¹ Obwohl seine Verfassung organisatorisch ausgesprochen lose blieb, darf die Bedeutung des Verbandes aufgrund der allgemein gestiegenen Bedeutung von Organisation in funktional strukturierten Sozialzusammenhängen nicht unterschätzt werden.¹²

Völlig anders lagen die Verhältnisse bei der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: Als sich diese 1909 konstituierte, gab es noch keinen Kanon soziologischer Methoden und Darstellungsformen, keine Lehrstühle (in Deutschland und Österreich), keine lokalen Fachgesellschaften, keine professionellen Soziologen und keine Forschungszusammenhänge unter dem Rubrum Soziologie. Was aber bestand, war eine transnationale Szene, die im Pariser „Institut International de Sociologie“ (IIS) mit seiner soziologischen „Revue Internationale“ (RIS) einen ersten organisatorischen Kri-

sammenhang, 2. ein durch Lehr- und Methodenbücher abgegrenzter Wissenskörper, 4. ein Set akzeptierter Methoden, 5. abgegrenzte Reproduktionsmuster für Nachwuchs und Karrieren. Vgl. R. Stichweh: Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen, Frankfurt a.M. 1984, S. 90ff. Rudolf Stichweh orientiert sich jedoch an den Naturwissenschaften (v.a. Physik).

10 Vgl. A. Wendehorst, 150 Jahre Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 138 (2002), S. 1-65 sowie G. Clemens, Sanctus Amor Patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert, Tübingen 2004.

11 Vgl. M. Berg, Zur Institutionalisierung von Geschichtswissenschaft, in: C. Ottner / K. Ries (Hg.), Geschichtsforschung in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert. Ideen – Akteure – Institutionen, Stuttgart 2014, bes. S. 227-234.

12 Eine soziologisch informierter Verdacht, der weiter verfolgt werden muss. Bis dato: Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1997, 826ff.; Ders., Die Wissenschaft der Gesellschaft, S. 336ff. u. 672ff.

stallisationspunkt gebildet hatte und zahlreiche Verbandsgründungen anstieß, auch im Deutschsprachigen: 1907 in Wien, 1908 in Graz und 1909 die DGS in Berlin.¹³ Auch das Wort ‚Sociologie‘ hatte schon seit 1875 Eingang ins Deutsche gefunden, nachdem die Werke Spencers und Comtes sukzessiv übersetzt worden waren. Als 1885 der Grazer Staatsrechtler Ludwig Gumplowicz ein erstes Soziologie-Handbuch verfasst hatte, war ‚Soziologie‘ überdies als kanonischer Diskurszusammenhang greifbar geworden: Als eine Wissenschaft, die Gesellschaft in Anlehnung an die Naturwissenschaften nomologisch erforschen will und sich von idiographischen Ansätzen entschieden abgrenzt. Wie der Lamprechtstreit indiziert, blieb dieser Versuch auch in der Geschichtswissenschaft nicht ohne Resonanz.¹⁴

Der stärkste Impuls zur Gründung der DGS ging jedoch nicht von der Soziologieszene aus, sondern vom ‚Verein für Socialpolitik‘ (VfS).¹⁵ Dieser hatte sich 1872/73 gegen die ‚realitätsblinde‘ Manchester-Scholastik gegründet, um sozioökonomische Phänomene historisch-empirisch zu erforschen und Sozialpolitik zu beeinflussen. Aus dieser doppelten Zielsetzung resultierte aber ein Konflikt, der unter dem Begriff „Werturteilsstreit“ bekannt wurde und an seinem Höhepunkt zur Ausgründung der DGS führte: zahlreiche VfS-‚Dissidenten‘ wie Ferdinand Tönnies, Werner Sombart, Heinrich Herkner, Max und Alfred Weber riefen 1909 zur Grüngung der DGS auf, um sich von jenen abzusetzen, die im VfS für eine werturteilende, politisch-partizipative Sozialwissenschaft eintraten. Die Ausgründer erhofften sich von der DGS eine Plattform, auf der sich gesellschaftliche Fragen ohne politisch-therapeutische oder ethisch-moralische Bindungen traktieren lassen. Diese Gruppe war allerdings historisch-idiographisch und nicht nomologisch orientiert.¹⁶

Doch auch in der Soziologieszene hatte sich der nomologische Common sense in den 1890er Jahren aufgelöst. Gesetzeswissenschaftliche Ansätze begannen mit idiographischen, statistische mit philosophischen, organologische mit genuin soziologischen usw. zu konkurrieren. Auch die Antwort auf die Frage, was der Gegenstand der neuen Wissenschaft sei, war umstritten: Formen der Vergesellschaftung (Simmel), sozialer Körper (Schäffle, von Lilienfeld), sozialer Wille (Kür- contra Wesenswille, Gemeinschaft versus Gesellschaft nach Tönnies), soziales Handeln (Weber), *faits sociaux* (Durkheim),

13 C. Fleck, Rund um Marienthal. Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung, Wien 1990, S. 40-57. U. Schuerken, Les Congrès de l'Institut International de Sociologie de 1894–1930 et l'internalisation de la sociologie, in: International Review of Sociology, 6,1 (1996), S. 7-24. C. Gülich, Le rôle de la coopération scientifique internationale dans la constitution de la sociologie en Europe (1890–1914), in: Communications, 54 (1992), S. 105-117.

14 G. v. Below, Neue Methode, S. 232f. (wie Anm. 2). Karl Lamprecht hatte eine nomologisch und sozialökonomische Fundierung der Historiographie gefordert. Er war VDH- und DGS-Gründungsmitglied.

15 Eine klare Scheidung von Soziologieszene und VfS ist nicht möglich, da ihr Verhältnis dynamisch war und einige Personen wie Ferdinand Tönnies und Werner Sombart beiden Lagern zugehörten; sogar Gustav Schmoller, der langjährige Vorsitzende des VfS, war ab 1905 Mitglied des IIS (RIS, T 13 (1905), S. 77).

16 G. Albert, Der Werturteilsstreit, in: G. Kneer/S. Moebius (Hg.), Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Wissenschaft vom Sozialen, Frankfurt a. M. 2010, S. 14-45, bes. S. 41. Über ein Drittel der DGS-Gründungsmitglieder gehörten dem VfS an und bildete die mit Abstand stärkste Gruppe (DGS-Mitgliederliste der Autoren, die 2015/16 auch online gestellt wird). Zur DGS-Programmatik s. u.

Kampf sozialer Gruppen (Gumpłowicz) etc.? Dasselbe galt für die Frage, ob Soziologie eine Disziplin oder bloß ein interdisziplinärer Forschungszusammenhang bilden bzw. bleiben sollte.

Die Gründung der DGS (1909) erfolgte somit in einer schwierigen Konstellation: In einer Phase epistemischer Unentschiedenheit und überschattet vom Werturteilstreit. Die Gründung des VDH war von einer theoretischen Grundlagenkrise begleitet und hatte lokale Heterogenität auffangen müssen. Die DGS aber hatte nicht nur epistemische Pluralität zu integrieren und zu disziplinieren; sie musste erst einen Code finden und einüben, mit dem sich ihre Gegenstände von den dringlichen sozialen Fragen und gesellschaftlichen Interessen lösen und als Objekte einer distanzierten wissenschaftlichen Reflexion reformulieren ließen – ein Prozess, der sich in der deutschsprachigen Historiographie schon vor der nationalen Verbandsgründung vollzogen hatte.¹⁷

Wie hat die DGS diese Problemlage zu lösen versucht? Zunächst band sie Mitgliedschaft an soziologische Qualifikation (Kriterium Publikation). Dann verpflichtete sie per Statutsbeschluss ihren internen Diskurscode auf Werturteilsfreiheit; wissenschaftliches Diskutieren sollte von normativem Rasonieren unterscheidbar sein.¹⁸ Und zum dritten versprachen die Statuten, alle bestehenden Richtungen, sofern sie sich den genannten Einschränkungen fügten, zu repräsentieren und im Tagungsturnus zur Sprache zu bringen. Doch wurde das Versprechen diskret an eine Hoffnung geknüpft: Die diversen Richtungen sollten sich einer Professionalisierung unterziehen. Denn als Gegenstand interner Diskurse wurden nur solche Themen akzeptiert, die auch erfahrungswissenschaftlich untersucht und überprüft werden konnten. Auf diese Weise sollten die unterschiedlichen Ansätze diszipliniert und soziologisches Wissen zu einer anerkannten Marke gemacht werden.¹⁹

Dieses Traktieren von Themen und Disziplinieren von Ansätzen erschöpften sich nicht in Vorträgen und Debatten auf Soziologentagen. Als kollektiver Akteur wollte die DGS auch Großforschungsprojekte realisieren: Soziologie des Pressewesens, Soziologie des Parteiwesens und soziale Statistik, wie sie viele Mitglieder (z.B. Ferdinand Tönnies, Max und Alfred Weber, Heinrich Herkner) von den Enqueten des Vereins für Sozialpolitik kannten, manche aus philologischen und historischen Großprojekten (Richard Moritz Meyer, Karl Lamprecht etc.), andere aus sozialpsychologischen Forschungen (William Stern, Robert Sommer, Wilhelm Wundt etc.) und einige aus statistischen Datenerhebungen der Landesämter (Georg v. Mayr, Sigmund Schott, Eugen Würzburger, Karl von Zahn etc.).²⁰

17 U. Dörk, Totenkult, S. 510-523 (wie Anm. 3).

18 Statuten §1, 2, 15 (SAK-B1-1145). Werturteilsfreiheit wurde mit Beschluss am 15. Oktober 1909 festgeschrieben (SAK-B1-96, 97, 98, 105, 647, 955 und MWG II/6, S. 240 ff.).

19 GStA PK, VI. HA NI Sombart Nr. 18b § 1 (provisorisches Statuts mit Begleitschreiben Max Webers; § 1 aller weiterer Statuten bis zum Ersten Weltkrieg (SAK-B1-1145). F. Tönnies, Wege und Ziele der Soziologie, in: Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages, Tübingen 1911, S. 27f.

20 MGW II/6, S. 113f. (Max Weber an Heinrich Herkner 8.5.1909). Ders., Geschäftsbericht, in: Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages, Tübingen 1911, S. 39-62. F. Tönnies, Wege, S. 25-28 (wie Anm. 19). § 1 des Statutes vom März 1911 (SAK-B1-1145). Mitgliederliste DGS-Projekt (wie Anm. 16).

Das Nachdenken von einigen DGS-Mitgliedern darüber, wie moderne Großforschung organisiert ist und was sie mit dem Phänomen ‚kapitalistische Produktion‘ teilt, ist aufschlussreich. Es verdeutlicht, dass Soziologie nicht nur thematisch und methodisch auf eine industrialisierte Gesellschaft zugeschnitten war. Auch die Entscheidungen über die eigene Form und Struktur verdanken sich jener Reflexion.²¹ Wie der kapitalistische Betrieb sollte die DGS mit elastischen Strukturen auf variierende Anforderungen reagieren können und vor der Gefahr der Bürokratisierung immunisiert werden. Hierzu wurde mit zwei Satzungseingriffen, die jeweils auf Antrag Max Webers erfolgten, die Möglichkeit geschaffen, Ausschüsse bzw. Sektionen einzurichten, in denen soziologische Großforschung dezentral-fluide organisiert werden kann. Hierzu wurden diese mit einer weitreichenden Satzungsautonomie ausgestattet, damit die Ausschuss- bzw. Sektionsleitung je nach Bedarf eines Projekts über Struktur, Geld und Personal (das nicht einmal DGS-Mitglied sein musste) frei entscheiden konnte.²² Außerdem wurde die Trennung von unterstützenden und Ehrenmitgliedern auf der einen und ordentlichen Mitgliedern auf der anderen Seite eingeführt, so dass wissenschaftliche Erkenntnisproduktion und monetäre Akquise getrennt waren. Gelder sollten gewonnen werden, aber keinen Einfluss auf wissenschaftliches Wissen haben (nur ordentliche Mitglieder konnten in der Mitgliederversammlung abstimmen).²³

Die DGS hatte somit ein sehr breites Spektrum an Funktionen²⁴ übernommen, die ein wissenschaftlicher Fachverband abdecken kann: Initiieren, Koordinieren und Disziplinieren von Forschung; Herstellen von Öffentlichkeit und Einrichten von Publikationsstrukturen; Geldgewinnung und Werbung für die Einrichtung von Lehrstühlen;²⁵ regionales Verorten²⁶, globales Vernetzen²⁷ und Geltendmachen des eigenen Deutungs-

21 R.M. Meyer, Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, in: Ders., Gestalten und Probleme, Berlin 1905, S. 1–55. M. Weber, Wissenschaft als Beruf, Tübingen 88, S. 593f., 609f. Ders. Wirtschaft und Gesellschaft, bes. S. 552–556, 562.

22 SAK-B1-1222, Protokoll Vorstandssitzung 7.3.1909. Briefe Max Webers in: MWG IV/6: S. 113–115 (an H. Herkner, 8.5. 1909), S. 138 (an L. Brentano, Juni 1909), S. 240f. (an H. Beck: Antrag auf Statutenordnung vom 31.8. 1909, Becks Antwort: SAK-B1-213 vom 2.9.), S. 293 (Brief an L. Brentano vom 26. 10. 1909), S. 448–450 (Brief an H. Beck vom 29.3. 1910), SAK-B1-1223 (Protokoll Mitgliederversammlung, 22.10 1910), SAK-B1-919 (an Beck, 3.2. 1911), SAK-B1-723 (3.2. 1911 an DGS-Vorstand), SAK-B1-930 (an Beck, 22.11. 1911, Antrag auf Statutenänderung); Statuten: GeStA PK, VI. HA NI Sombart Nr. 18b (1. Statut 1909, insb. Webers Briefanhang), SAK-B1-1145 (letztes und vorletztes Statut vor I. Wk.).

23 M. Weber, Geschäftsbericht S. 40–43, 61f. (wie Anm. 20). SAK-B1-1145 (§3, 15, 24 u 25). Anträge auf Statutenänderung zur Einrichtung von Sektionen erfolgten im Oktober 1910 (SAK-B1-919, 953 u 1147).

24 Die von G. Lingelbach (Funktion und Entwicklung von Historikerverbänden, in: GWU 64, H. 3/4 (2013), S. 139–152) genannten Funktionen lassen sich auch auf andere Disziplinen anwenden: Integrationsfunktion („Zusammenhalt des Fachs“), Abgrenzungsfunktion (z.B. gegenüber „andere Disziplinen und Amateure“), „Beitrag zur methodologischen und thematischen Standardisierung“, Serviceleistungen für Mitglieder, Lobbyismus, „Brücken zu einer breiteren Öffentlichkeit.“

25 Initiativen zur Einrichtung von Soziologielehrstühlen: SAK-B1-362, 61, 141, 147 und 362 (1912–1914), SAK-B1-545 (1926) SAK-B1-1004 und 1007 (Denkschrift und Ministerialkontakt) SAK-B1-68 (1932)

26 Durch Gründen von Ortsgruppen (in Orientierung an der Arbeiterpartei): Max Webers Briefanhang zum Gründungsstatut (GStA PK, VI. HA NI Sombart Nr. 18b);

27 Z. B. Verträge und Verbindlichkeiten der DGS mit der Wiener Gesellschaft für Soziologie und dem Institut Solvay, Brüssel (SHLB Cb 54:61:1.2. 02, 01–04) bis 1914; die Korrespondenzen zum Verhältnis zwischen DGS und dem

sangebots. Mit diesem breiten Funktionsspektrum unterschied sich die DGS deutlich vom Historikerverband.

Die noch unkonsolidierte Gesellschaft war mit ihrer Funktionsfülle und ihrem ambitionierten Entwurf jedoch überfordert. Schon die hybride Form aus industriellem Betrieb, Arbeiterpartei und bürgerlichem Verein harmonierte nicht; die organisatorisch erstrebte Disziplinierung soziologischen Rasonnements rieb sich mit dem maskulinen „Hazardverhalten“ der Gelehrten; der auf Ehre fixierte Gelehrtenhabitus vertrug keine Degradierung zum unterstützenden Mitglied mit dem Hinweis auf mangelnde Kompetenz²⁸ und ebenso wenig duldete er den Entzug des Rederechts bei Werturteilsverdacht. Eklats, Ausritte und Prozesse begleiteten die Etablierungsphase. So endete etwa die mit hohen Erwartungen belegte Presseenquête an Max Webers Beleidigungsprozess gegen Max Koch in einer Duellsache²⁹. Außerdem absorbierte der alltägliche Forschungs- und Unibetrieb die Kräfte der meisten Mitglieder, so dass das organisatorische Engagement hinter dem Erwarteten zurückblieb.³⁰ Und das galt auch für das Spendenaufkommen, das nicht nur an internen Konflikten und dem ‚linken‘ Ruf des Unternehmens Soziologie, sondern auch an der ethischen und praxeologischen Indifferenz gelitten haben dürfte.³¹ So war die Gesellschaft, bevor der Erste Weltkrieg ihr organisatorisches Leben zum Erliegen brachte, beinahe an ihren inneren Konflikten zerbrochen.³²

Bei ihrer Wiedergründung, die formal erst 1922 erfolgte, reagierte die DGS auf das Scheitern ihres ersten Versuchs mit drei Strukturentscheidungen: 1. durch die Begrenzung ihrer Funktionen und deren Konzentration auf das Organisieren von Soziologentagen (der erste fand 1923 in Jena, der erste Historikertag nach dem Weltkrieg 1924 in Frankfurt am Main statt); 2. durch Hierarchisierung und Einrichtung einer präsidentialen Spitze³³; und 3. durch die Limitierung der Mitglieder, die organisationssoziologisch mit dem Vorteil der kleinen Zahl gut Organisierter bzw. Qualifizierter begründet wurde.³⁴

Pariser Institut International de Sociologie 1909–1911 (SAK-B1-125, 126, 130, 211), sowie zur Kongressteilnahme (SAK-B1-64 307, 308, 311, 329, 356) 1914–1929.

- 28 Siehe die Querele um die Brüder v. Engelhardt, denen nur eine unterstützende Mitgliedschaft zugebilligt wurde, obgleich A. v. Engelhardt Herausgeber der Monatsschrift für Soziologie war (SAK-B1-234, 233, und 805 sowie MGA Weber II/6, S. 81f).
- 29 Max Weber an Vorstand, 8.11.1911 (SAK-B1-863). B. Obst, Das Ende der Presse-Enquete M. Webers. Der Heidelberger Professorenprozeß von 1912 und seine Auswirkungen auf die deutsche Zeitungswissenschaft, in: R. vom Bruch/O.B. Roegele (Hg.): Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Biographisch-institutionelle Stationen der deutschen Zeitungswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a.M. 1986, S. 45–62.
- 30 Einige Beispiele: Die Rücktrittsbegründung Heinrich Herkners (SAK-B1-266 vom 31.8.1909), F. Tönnies Bedauern über die Einstellung seiner empirischer Arbeiten nach der Lehrstuhlübernahme (SHLB Cb 54. 51,01, 07-08, Lebenslauf), S. 3) oder R. Eukens Begründung der Ablehnungen einer Mitgliedschaft 1910 (SAK-B1-237), G. Simmels Begründung seines Rücktritts aus dem Vorstand (G. Simmel, Briefe 1912–1918, Jugendbriefe, GA 22, Frankfurt a. M. 2008, S. 11.10.1913).
- 31 Max Webers Briefe an G. Jellinek vom 19.8. u. F. Tönnies vom 29.8.1909 in: MWG II/6, S. 226f., 238f.
- 32 So beim misslungenen Konstituierungsversuch der sozialbiologischen Sektion im März 1914: SAK-B1-161, -258, -259, -323, -145, -714.
- 33 Aufschlussreich: Schreiben Leopold von Wiese an Ferdinand Tönnies vom 10.12.1923 (SAK-B1-1126). Das Amt des DGS-Präsidenten war 1922 analog zur Weimarer Verfassung eingerichtet worden. Bis zum Ersten Weltkrieg war der Vorsitzende nur Vorstandssprecher.
- 34 § 3 Satzung von 1923 (SAK-B1-2): Mitgliedschaftsaufnahme erfolgt durch begründeten Vorschlag eines Mitglie-

Hierbei hatte die DGS am Institut International Maß genommen und ihre Mitglieder zunächst auf 100³⁵ beschränkt und dann schrittweise mehr zugelassen: 1923 125, 1925 150 Mitglieder; bis 1914 waren es noch um 250 Mitglieder gewesen.³⁶ Die DGS verstand sich nun als ein kleiner, exklusiver, gar esoterischer Gelehrtenverband.³⁷ Doch vermochte er unter schwierigen ökonomischen und politischen Bedingungen nur langsam wieder eine eigene Forschungstätigkeit zu entfalten.³⁸

Die Reduktion der Funktionen war nicht nur den klammen Weimarer Finanzverhältnissen geschuldet. Sie war auch das Ergebnis einer strukturellen Veränderung der wissenschaftlichen Umwelt: Seit 1919 wurden nach und nach soziologische Lehrstühle eingerichtet, die dann auch immer stärker das bestimmten, was unter dem Titel Soziologie geforscht, gelehrt und veröffentlicht wurde. Um 1932/33 waren etwa die Hälfte der Mitglieder ‚Professionelle‘.³⁹ Daher verlor das interdisziplinäre Moment an Gewicht, wohingegen das Disziplinäre hinzugewann, so dass die DGS immer stärker damit beschäftigt war, für diese Gruppe politische und innerwissenschaftliche Lobbyarbeit sowie Anregungs- und Koordinationsleistungen zu übernehmen. Und da wiederum von den ‚Professionellen‘ ein Drittel in eher prekären Beschäftigungsverhältnissen stand, war die DGS auch als Jobbörse interessant.

Grosso modo hatte sich die DGS im Laufe der zwanziger Jahre dem VDH funktional angenähert. Dieser Entwicklung lässt darauf schließen, dass sich so etwas wie ein

des, die Wahl durch den geschäftsführenden Ausschuss (dessen Mitglieder von der Mitgliederversammlung gewählt werden; jener Ausschuss wurde nach § 4 durch den Rat bestimmt (er bestand aus dem Präsidenten, drei Sekretären und zwei gewählten Beisitzern; der Rat wurde für die Dauer einer Soziologentagsperiode von der Mitgliederversammlung gewählt.

- 35 SAK-B1-15; dies durchaus gegen den Willen der Mitglieder (SAK-B1-1126) und des Rates, der 1923 auf der Assenheimer Tagung noch eine Ausweitung auf 300 Personen angedacht hatte (Abdruck Satzungsentwurf in: KVJHFS (1923), H 2/3, S. 298-300. Statuten IIS: Revue internationale de Sociologie 1 (1893), S. 461f.
- 36 Mitgliederliste DGS-Projekt der Autoren (wie Anm. 16). Ferner: Begleitschreiben zur provisorischen Satzung von Ferdinand Tönnies an den interimistischen Vorstand, Sylvester 1921 (SAK-B1-777), das Ablehnungsschreiben dess. an Unbekannt, vom 16.10. 1924 (SAK-B1-66), den Brief L. von Wieses an F. Tönnies zum Eintritt neuer Mitglieder vom 7.2. 1928 (SAK-B1-897) und F. Tönnies an L. v. Wieses zur selben Problematik vom 29.6. 1930 (SAK-B1-823). Vgl. L. v. Wieses, Soziologie. Geschichte und Hauptprobleme, Berlin/Leipzig 1926, S. 6. F. Tönnies, Einführung in die Soziologie, Stuttgart 1931, S. 97ff. Ders. Gemeinschaft und Gesellschaft, Leipzig 1935, S. 195-197 (§28). Ersterscheinen 1887. Die hierarchische Kontrollierbarkeit sollte schon durch die Art der Mitgliederschaftsgewinnung qua Kooptation gewährleistet sein (Patenschaftssystem, Begründungspflicht und CV des Aufnahmewilligen), ferner durch das Zurückdrängen der Mitgliedschaftsrechte (auf die Entgegennahme des Geschäftsberichtes und Soziologentageteilnahme). Fast alle organisatorischen Entscheidungen trafen bis 1933 Präsident, Sekretär; Rat und geschäftsführender Ausschuss.
- 37 L. v. Wieses, Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Persönliche Eindrücke in den ersten fünfzig Jahren, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 11. Jg. (1959), S. 13. Das Attribut esoterisch ist vermutlich der Analyse M. Webers des Georgekreises entlehnt.
- 38 Spätestens ab 1929, als auch die Untergruppen Soziographie und Presse-Enquete an Fahrt gewannen: SAK-B1-391 bis 401 (1929-1932); Presseenquête: SAK-B1-817, 819, 57 (1929).
- 39 1919 wurden (in Köln durch K. Adenauer) erstmals zwei Soziologielehrstühle eingerichtet; 1932/33 wurde an 25 Hochschulen Soziologie unterrichtet: durch 15 Lehrstühle für Bindestrichsoziologien, 6 reine Soziologielehrstühle und 55 Lehrende (Privatdozenten, außerplanmäßige und Honorarprofessoren; R. Lepsius, Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967, in: G. Lüschen, Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug, Opladen 1979, S. 62f.); diese 55 Personen waren zugleich Mitglieder der DGS, was über ein Drittel der Mitglieder (um 1933 knapp 150) war.

„Normalfunktionieren“ von Fachverbänden einspielt, wenn grundlegende Disziplinbildungs- und Institutionalisierungsprozesse vollzogen sind und die wissenschaftlichen Strukturbedingungen stabil bleiben. Die Verbände können sich dann auf die Pflege ihres Kerngeschäfts konzentrieren und marginale Funktionen (wie Geldakquise und lokales Verorten) der wissenschaftlichen Umwelt überlassen. Darauf wird zurückzukommen sein. Für die DGS war diese Entwicklung 1932/33 aber noch nicht abgeschlossen, da die andere Hälfte der damaligen Mitglieder nach wie vor Nicht-Soziologen waren: Ökonomen, Theologen, Philosophen, Staatswissenschaftler, Fachkräfte aus den statistischen Landesämtern, Verwaltungen und der Wirtschaft. So blieb die DGS bis zum Anbruch des „Dritten Reichs“ und über die Wiedergründung von 1946 hinaus ein interdisziplinärer Arbeitszusammenhang.

Die Wiedergründung der DGS 1946 und die große DGS-Reform von 1968

Im Vergleich zu anderen Fachgesellschaften erfolgte die Wiedergründung der DGS nach dem Zweiten Weltkrieg außerordentlich früh, nämlich bereits im April 1946. Nur fünf Monate später veranstaltete die DGS den ersten Soziologentag der Nachkriegszeit in Frankfurt am Main. Zur Eröffnung erklärte der nun zum Präsidenten avancierte einstige DGS-Sekretär Leopold von Wiese, dass die Organisation und mit ihr die gesamte deutsche Soziologie von den Nationalsozialisten zerstört worden seien und man nun dort wieder ansetze, wo man 1933 habe aufhören müssen. 1946 profitierte die DGS zum einen davon, dass von Wiese wichtige US-Besatzungsoffiziere, die in den zwanziger Jahren in Deutschland studiert hatten, persönlich kannte. Zum anderen kam der Organisation zugute, dass die Besatzer das von ihm gezeichnete Bild des Schicksals der Soziologie im „Dritten Reich“ teilten und ihr zugleich eine wichtige Rolle bei der Demokratisierung Deutschlands zuschrieben. Die Ausgangslage war also ungleich günstiger als etwa beim Historikerverband, dessen Wiedergründung und dessen designierter Vorsitzender Gerhard Ritter noch 1949 auf alliierte Vorbehalte stießen. Offenbar viel strittiger als bei den Historikern war in der DGS dagegen die Frage, wer ihr wieder beitreten durfte: Der 1946 schon 70jährige Kölner Professor von Wiese, der die DGS bereits bis 1933 maßgeblich mitgeprägt hatte, stellte von Anfang an klar, dass Kollegen, die zu Beginn der NS-Herrschaft an der Zerstörung der Organisation mitgewirkt hätten, jetzt nicht partizipieren dürften.⁴⁰

Das Bild, das von Wiese 1946 von der nahen Vergangenheit zeichnete, war nicht aus der Luft gegriffen, aber verzerrt. Zwar trifft es zu, dass viele Soziologen seit 1933 aus poli-

40 Zur Wiedergründung vgl. J. Weyer, *Westdeutsche Soziologie 1945-1960. Deutsche Kontinuitäten und nordamerikanischer Einfluss*, Berlin 1984, S. 42-52; zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DGS vgl. H. Borggräfe/S. Schnitzler, *Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und der Nationalsozialismus. Verbandsinterne Transformationen nach 1933 und nach 1945*, in: M. Christ/M. Suderland (Hg.): *Soziologie und Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 2014, S. 445-479; zur Wiedergründung des Historikerverbandes vgl. W. Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, S. 159-169.

tischen und rassistischen Gründen ihre akademischen Posten verloren hatten – unter ihnen der alte DGS-Präsident Ferdinand Tönnies. Aber die Verfolgung richtete sich nicht gegen *die* Soziologie, sondern gegen viele einzelne Soziologen.⁴¹ Zwar ist auch richtig, dass die DGS schon Anfang 1934 inaktiv wurde und bis 1945 auch blieb. Der nach einem misslungenen Versuch der Selbstgleichschaltung erfolgte Sturz der bisherigen Leitung, ihre Ablösung durch den Ende 1933 zum „Führer“ der DGS gewählten Leipziger Soziologen Hans Freyer und die kurz darauf von diesem vollzogene „Stilllegung“ der DGS gingen jedoch auf interne Konflikte unter den deutschen Soziologen zurück.⁴² Solche innerfachlichen Konflikte waren auch im damaligen Wissenschaftsbetrieb nicht ungewöhnlich und sind auch in der Geschichte des VDH erkennbar.⁴³ Ungewöhnlich war hingegen, wie schnell die DGS inaktiv wurde, wobei sich dies wiederum nach 1945, wie skizziert, dann durchaus vorteilhaft auswirkte.

Was indes die Wissenschaft Soziologie im nationalsozialistischen Deutschland betrifft – dieser Exkurs ist für das Verständnis der Nachkriegssituation wichtig –, so ist sich die Forschung heute weitgehend einig, dass von einer „Stilllegung“ keine Rede sein kann. Die Entwicklung der Soziologie seit 1933 war nach dem Herausdrängen jüdischer und politisch missliebiger Soziologen und einer kurzen Aufbruchphase, in der Freyer und andere eine deutsche „Volksoziologie“ als ideelles Fundament für die Errichtung der „Volksgemeinschaft“ propagiert hatten, durch eine Hinwendung zur empirischen Sozialforschung gekennzeichnet, nach der in vielen Bereichen eine große politische Nachfrage bestand. Es gab vor allem außeruniversitär einen Institutionalisierungsschub, wachsende interdisziplinäre Zusammenarbeit und die Tendenz zur Soziologisierung verschiedener Wissensgebiete, etwa der Bevölkerungswissenschaften.⁴⁴ Ein auch in der Historiographiegeschichte bekanntes und für diese Tendenzen anschauliches Beispiel waren die von Gunther Ipsen koordinierten Vorbereitungen zur Teilnahme einer starken deutschen Delegation beim internationalen Soziologen-Kongress in Bukarest im September 1939, der kurz zuvor abgesagt wurde, dessen geplante Vorträge – darunter ein Vortrag von Ipsens Assistent Werner Conze – teils aber noch publiziert wurden.⁴⁵

41 Das Ausmaß der Verfolgung verdeutlicht die Tatsache, dass mehr als die Hälfte der 36 Rats- und Ausschussmitglieder der DGS nach der Machtübernahme ihre Posten verloren.

42 Sie stritten über die Repräsentation der Soziologie, ihr Wissenschaftsverständnis und ihre Nähe zur Politik sowie über die Achtung formaler Hierarchien und kollegialer Umgangsformen. Indizien für eine „von oben“ erzwungene Stilllegung sind dagegen nicht erkennbar; vgl. J. Z. Muller, *The Other God That Failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism*, Princeton 1987, S. 246-255; C. Klingemann, *Soziologie im Dritten Reich*, Baden-Baden 1996, S. 11-32.

43 Zur Entwicklung des VDH im Nationalsozialismus vgl. die Skizze bei M. Berg, „Eine grosse Fachvereinigung“? Überlegungen zu einer Geschichte des Verbandes Deutscher Historiker zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, in: *GWU* 64, Heft 3/4 (2013), S. 160-162.

44 Vgl. etwa C. Klingemann, *Soziologie und Politik. Sozialwissenschaftliches Expertenwissen im Dritten Reich und in der frühen westdeutschen Nachkriegszeit*, Wiesbaden 2009; S. Schnitzler, *Soziologie und Politik. Sozialwissenschaftliches Expertenwissen im Dritten Reich und in der frühen westdeutschen Nachkriegszeit*, Wiesbaden 2012.

45 Vgl. W. Conze, *Die ländliche Überbevölkerung in Polen*, in: D. Gusti (Hg.): *Arbeiten des XIV. Internationalen Soziologen-Kongresses București*, Mitteilungen, Abteilung B – Das Dorf, Band 1, Bukarest 1940; zur Kongressvorberei-

Unter Soziologiehistorikern dominiert heute die Auffassung, dass mit der empirischen Wende im „Dritten Reich“ ein wichtiger Baustein zur Entwicklung der Nachkriegssoziologie gelegt worden sei, dass diese also nicht allein als ein US-Import verstanden werden könne.⁴⁶ Die Forschung konstatiert zugleich ein sehr hohes Maß personeller Kontinuitäten und verweist dabei auch auf DGS-Mitgliedschaften diverser schon in NS-Deutschland tätiger Soziologen. So überzeugend dieses Narrativ mit Blick auf die soziologische Forschung vor und nach 1945 ist, überdeckt es doch zugleich einen großen Bruch in der *Selbstorganisation der deutschen Soziologie* direkt nach Kriegsende, der die frühe Nachkriegszeit prägen sollte.

Ein Vergleich der deutschen Delegation für den internationalen Soziologen-Kongress 1939 mit den an der DGS-Wiedergründung 1946 Beteiligten macht dies deutlich. Ein solcher Vergleich ist plausibel, denn aus Akten des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung zur Kongressvorbereitung wird ersichtlich, dass die Bukarest-Delegation wohl zum Ausgangspunkt einer neuen Selbstorganisation der deutschen Soziologie geworden wäre, hätte der Kriegsbeginn diese Pläne nicht gestoppt. Nur vier von 44 Mitgliedern der Bukarest-Delegation 1939 waren an der DGS-Wiedergründung 1946 beteiligt, zu der sich ebenfalls 44 Personen zusammengefunden hatten. Dagegen lag die Quote ehemaliger Mitglieder der alten DGS vor 1933 unter den Wiedergründern von 1946 bei 50%.⁴⁷ Der Vergleich zeigt, dass die Kontinuität der neuen zur alten DGS der Jahre vor 1933 viel größer war als zur Selbstorganisation in NS-Deutschland 1939.⁴⁸

Wie ist dieser Befund zu erklären? Die Wiedergründung 1946 erfolgte zwar in Anlehnung an die alte DGS-Satzung und das in dieser eingeschriebene organisationssoziologische Wissen. Auch funktional reklamierte man einen ebenso großen Gestaltungsanspruch über die Entwicklung der Soziologie und wollte ein ebenso breites Tätigkeitsspektrum besetzen, wie es die DGS bis 1933 getan hatte. Dies geschah vor dem Hintergrund, dass die akademische Stellung der Soziologie in der frühen Nachkriegszeit im Vergleich zur Situation vor 1933 noch fragiler geworden war.⁴⁹ Doch bei genauer Betrachtung wird

tung A. Zinn, Gehaßt oder Instrumentalisiert? Soziologie im Dritten Reich aus der Perspektive des Reichsministeriums für Wissenschaft, in: Zeitschrift für Soziologie 21 (1992), S. 347-365.

46 Dies betonen neben C. Klingemann, Soziologie und Politik (wie Anm. 44) etwa auch C. Weischer, Das Unternehmen „empirische Sozialforschung“. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, München 2004; J. Adamski, Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946–1969, Essen 2009.

47 Zu den Mitgliedern der DGS wird derzeit auf Basis des DGS-Archivs eine ACCESS-Datenbank aufgebaut. Zur Bukarest-Delegation und vorausgegangenen Organisationsplanungen vgl. die Kommunikation in Bundesarchiv Berlin, R4901, Nr. 2979, Bl. 120-337; Nr. 3175, Bl. 45.

48 Was von Wiese dabei allerdings geflissentlich ausklammerte, war der Umstand, dass an der Wiedergründung 1946 kein einziges der vielen zuvor ins Exil getriebenen jüdischen Altmitglieder beteiligt war.

49 Erst in den 1950er, 60er und 70er Jahren etablierte sich die Soziologie als akademische Fachwissenschaft. 1949 gab es in Westdeutschland nur fünf Soziologie-Lehrstühle, 1960 waren es 25, 1970 schon 69. Später gab es z.B. allein an der FU Berlin 28, an der ersten Soziologischen Fakultät in Bielefeld 26 Professuren; vgl. M. R. Lepsius, Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967, in: G. Lüschen (Hg.): Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug, Opladen 1979, S. 65-66; E. K. Scheuch, Von der deutschen Soziologie zur Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Österreichische Zeitschrift für So-

deutlich, dass die neu geschaffenen Organisationsstrukturen von 1946 gerade nicht dazu dienten, den bis dato erreichten Stand der Soziologie optimal zu repräsentieren und ihren zügigen Ausbau zu forcieren. Stattdessen ging es primär darum, eine Wiederholung der DGS-internen Ereignisse von 1933 unmöglich zu machen und die Position des mithilfe der Alliierten überraschend an die Spitze der soziologischen Selbstorganisation zurückgelangten von Wiese und seiner Mitstreiter strukturell abzusichern. Gleiches galt für die Vorherrschaft ihres eigentlich schon 1933 und erst recht 1939 von vielen Kollegen abgelehnten und als nicht mehr anschlussfähig geltenden Soziologieverständnisses – nämlich die Fokussierung auf die Errichtung eines abstrakten Theoriegebäudes, insbesondere auf die Tradierung der „Beziehungslehre“ von Wieses.⁵⁰

Die DGS-Wiedergründung folgte im Vergleich zur Gründung 1909 also eindeutig politisch-personalistischen Prämissen. In den Folgejahren wurde diese Tendenz noch durch die Ausgrenzung all derjenigen verstärkt, die von Wiese für die Zerstörung der DGS 1933/34 persönlich verantwortlich machte; sowie derjenigen, die ihn auch danach noch angegriffen hatten.⁵¹ Von Wiese kam dabei zuhelfe, dass er als Herausgeber der Kölner Zeitschrift für Soziologie, die, wie schon bis 1933, zugleich als DGS-Mitteilungsorgan fungierte, bald erneut auch das wichtigste soziologische Publikationsorgan kontrollierte. Zudem wurde sein Büro zum Zentrum eines großen Stellenvermittlungsnetzwerks, auf das gerade die angewiesen waren, die sich im „Dritten Reich“ stärker exponiert und dann durch die Entnazifizierung, aber vor allem auch infolge der deutschen Gebietsverluste ihre Posten eingebüßt hatten.⁵²

Unter den aktiven DGS-Mitgliedern waren nach der Wiedergründung dennoch von Beginn an solche Soziologen in der Mehrheit, die bereits in NS-Deutschland wissenschaftlich tätig gewesen waren und die Wende zur eng an politischem Nutzen orientierten empirischen Sozialforschung mitgetragen hatten. Nach der Gründung der Bundesrepublik und dem Ende der Entnazifizierung nahm ihre Zahl um 1950 sogar noch zu.⁵³ Die geschaffenen Strukturen und der autoritäre Führungsstil des Präsidenten hatten jedoch

zoologie 15 (1990), S. 44; zur rapiden Entwicklung der 1960er Jahre auch V. Kruse, Soziologie als universitäres Lehrfach – Konzeptionen und Kontroversen in den 1960er Jahren, in: B. Franke/K. Hammerich (Hg.): Soziologie an deutschen Universitäten: Gestern – heute – morgen, Wiesbaden 2006, S. 115-134.

50 Vgl. Satzung der DGS von 1946, SAK-B1-1360. Seine Macht sicherte der Vorstand um von Wiese u. a. dadurch ab, dass die Zahl von in die Organisationsführung eingebundenen Mitgliedern gegenüber 1933 von 36 auf 6 verringert wurde. Die neue Satzung enthielt zudem keine Regeln zur zeitlichen und sachlichen Eingrenzung der Vorstandstätigkeit. Eine große Zahl aktueller und ehemaliger Wiese-Schüler, deren fachliche Qualifikation weit unter dem bisher für eine Mitgliedschaft üblichen Niveau lag, garantierte darüber hinaus eine Mehrheit in der Mitgliederversammlung; vgl. zur Wiedergründung insbesondere das Material in SAK-B1-3732.

51 Dies betraf zuvorderst den ehemals führenden Volkssoziologen Max Hildebert Boehm und den „Führer“ der Bukarest-Delegation Gunther Ipsen, der von Wiese von der Teilnahme in Bukarest ausgeschlossen hatte, nachdem er schon 1937 dessen Teilnahme am Internationalen Soziologen-Kongress in Paris verhindert hatte.

52 Die räumlichen Zentren der Soziologie in NS-Deutschland (v. a. Königsberg und Leipzig) gingen für deutsche Wissenschaftler mit einschlägiger Vergangenheit nach 1945 als Beschäftigungsorte fast alle verloren.

53 Ferngehalten wurden nur diejenigen, die seit 1933 mit von Wiese in Konflikt geraten waren. Die Frage, was die Mitglieder in NS-Deutschland wissenschaftlich-praktisch getan, aber auch was sie damals publiziert hatten, spielte zu dieser Zeit keine zentrale Rolle; vgl. H. Borggräfe/S. Schnitzler, Gesellschaft (wie Anm. 40).

zur Folge, dass diese Mitglieder kaum Einfluss auf die Organisation und ihre Aktivitäten nehmen konnten.

Fragt man danach, welche Funktionen die DGS als Fachgesellschaft bis Mitte der fünfziger Jahre erfüllte⁵⁴, so wird deutlich, dass das Spektrum zunächst eng begrenzt blieb: Jenseits der genannten Servicefunktion für Mitglieder in Form der Stellenvermittlung kam man in einigen zwar eingerichteten, aber nicht aktiv werdenden Untergruppen hinsichtlich der weiteren Entwicklung soziologischer Themen und Methoden nicht voran. Und zu Journalisten hielt man ausdrücklich Distanz, statt Brücken zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu schlagen. Von größerer Bedeutung war einzig die Funktion der Strukturierung und Hierarchisierung des wissenschaftlichen Feldes – wobei die größte Wirkung hier aber indirekt erzielt wurde: Zwar bot die DGS vor allem mit drei von ihr veranstalteten sog. Anthropologisch-Soziologischen Konferenzen 1949 bis 1954 partiell auch einen Raum, in dem einschlägige Wissenschaftler ihre Forschungen in teils erschreckender Direktheit tradieren konnten.⁵⁵ Aber rückblickend wirkte von Wieses Präsidentschaft mit ihren verfestigten Strukturen und geringen wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Aktivitäten gewissermaßen wie ein Puffer: Sie verhinderte, dass die Selbstorganisation der Soziologen nach 1945 personell direkt an die in der deutschen Bukarest-Delegation 1939 erkennbaren Ansätze zu einer neuen soziologischen Selbstorganisation in NS-Deutschland anschloss. Und damit wurde zugleich auch die Fortführung bestimmter älterer Traditionsbestände und neuerer Entwicklungen, die die Soziologie im Nationalsozialismus genommen hatte, über 1945 hinaus erschwert, wenn nicht gar verhindert.

Unter anderem ist hier die zwar nicht gezielt forcierte, infolge der skizzierten Entwicklungen aber doch stark beförderte Abkehr der Soziologie von der Geschichte zu nennen, deren Verbindung zuvor vor allem die nun randständigen Leipziger und Königsberger Soziologen betrieben hatten. Der Vorstoß eines DGS-Mitglieds zur Gründung einer Untergruppe für historische Soziologie wurde 1948 durch von Wiese, der sich das Recht vorbehielt, über die Gründung von Untergruppen alleine zu entscheiden, nicht aufgegriffen. Bezeichnenderweise referierte der trotz seiner Anfang der 1950er Jahre erfolgten Wiederaufnahme in die DGS dort nicht mehr aktive Hans Freyer auf keinem Soziologentag der Nachkriegszeit, wohl aber bereits 1951 beim Historikertag in Marburg, wo

54 Vgl. G. Lingelbach, Funktion (wie Anm. 24), S. 140-141.

55 So referierte auf der zweiten Anthropologisch-Soziologischen Konferenz 1951 unter anderem der Eugeniker Otmar Freiherr von Verschuer, der in NS-Deutschland an den Experimenten Joseph Mengeles in Auschwitz beteiligt gewesen und deshalb nach 1945 zunächst aus dem akademischen Betrieb ferngehalten worden war; vgl. zu Verschuer M. G. Ash, Verordnete Umbrüche – konstruierte Kontinuitäten: Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945, in ZfG 43 (1995), S. 915-918; zu den Konferenzen auch I. Pinn/M. Nebelung, Kontinuität durch Verdrängung. Die Anthropologisch-Soziologischen Konferenzen 1949–1954 als ein „vergessenes“ Kapitel der deutschen Soziologiegeschichte, in: Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1990, Op-laden 1990, S. 177-218.

sein Plädoyer für eine Soziologisierung der Geschichtswissenschaft laut eigenem Bekunden wohlwollend aufgegriffen wurde.⁵⁶

Eine starke Ausweitung der wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Aktivitäten der DGS erfolgte erst, als von Wiese die Macht abgab. Als auf der Mitgliederversammlung 1955 ein neuer DGS-Präsident gewählt und die Satzung zugleich an mehreren Stellen verändert wurde – unter anderem fiel jetzt endgültig die 1946 wieder eingeführte Begrenzung der Mitgliederzahl –, hatten sich aber die Kräfteverhältnisse unter den aktiven Mitgliedern durch die Remigration einflussreicher Wissenschaftler bereits soweit verschoben, dass Theodor W. Adorno die Wahl des aus dem Umfeld von Freyer und Ipsen stammenden Helmut Schelsky verhindern und eine Mehrheit für die Wahl des Remigranten Helmuth Plessner und eines gleichfalls von Remigranten dominierten Vorstands organisieren konnte.⁵⁷

Zusammenfassend ist also zu konstatieren, dass bei der DGS-Wiedergründung 1946 – anders als bei der Gründung 1909 und der Neugründung der Organisation nach dem Ersten Weltkrieg – gerade dadurch wichtige Weichen für die Wissenschaftsentwicklung gestellt wurden, indem grundlegende Strukturentscheidungen nicht mit Bezug auf soziologisches Reflexionswissen sondern nach politisch-personalistischen Prämissen gefällt wurden. Inwiefern auch damit eine Spezifik der soziologischen Selbstorganisation skizziert ist – eine spezifische organisatorische Verarbeitung der Erfahrung des Nationalsozialismus – wäre eine interessante Vergleichsperspektive mit Blick auf andere Fachgesellschaften.

Eine umgekehrte Konstellation, also eine explizit auf organisationssoziologischem Wissen basierende, in ihrer Wirkung dann aber weit hinter den Erwartungen zurückbleibende Umgründung – dies als Ausblick –, ist bei der großen DGS-Reform erkennbar, die Ralf Dahrendorf, Erwin K. Scheuch, M. Rainer Lepsius und andere Köpfe der selbsternannten „Nachkriegsgeneration“ im Jahre 1968 einleiteten. Die DGS-Vorstandakten aus dieser Zeit enthalten eine Vielzahl von Satzungs- und Geschäftsordnungsentwürfen sowie Organigrammen zur geplanten Interaktion der Gremien und Funktionsämter, deren Zahl nach dem großen Vorbild der American Sociological Association stark wachsen sollte.⁵⁸ Es ist erkennbar, dass hier – analog zur damaligen Theorieentwicklung – gewissermaßen über den Blick in die USA ein Rückbezug auf die Organisationssoziologie Max Webers erfolgte, die ja bereits die DGS-Strukturen bei der Gründung 1909 geprägt hatte.⁵⁹ 1968 lauteten die Schlagworte mehr Flexibilität und Arbeitsteilung, effiziente

56 Freyer an Wiese, 16.9.1951, SAK-B1-3799: 456; zum Antrag auf Gründung einer Untergruppe für historische Soziologie vgl. Protokoll der Mitgliederversammlung der DGS am 12.8.1948, SAK-B1-3736: 287.

57 Protokoll der Mitgliederversammlung der DGS am 23.10.1955, SAK-B1-3809: 248-250; hierzu auch Adorno an Horkheimer, 24.10.1955, Archivzentrum der Universitätsbibliothek Frankfurt a.M. Na 1, Nr. 510, VI 2: 7.

58 Vgl. beispielhaft Organisationsschema DGS (Reformplan), ohne Datum [1968], SAK-B1-3691: 321.

59 Auf dem gleichen Wege hatte kurz zuvor auch die bis 1967 im DGS-Vorstand aktive Renate Mayntz die Organi-

Fachorganisation und Interessenpolitik. Die DGS-Aktivitäten sollten stark ausgeweitet, die soziologische Forschung in neuen Sektionen in ihrer ganzen Breite repräsentiert und gefördert, und die nun durch schriftliche Wahlen breit legitimierte und durch ein Beratungsgremium führender Teilgebietsvertreter gestützte Organisationsspitze sollte in die Lage versetzt werden, im Namen des Faches kraftvoll und schnell agieren zu können.⁶⁰ Unter dem Einfluss des Konflikts mit der Studentenbewegung, der bereits beim Frankfurter Soziologentag im April 1968 eskalierte und dann vor allem in den akademischen Zentren der Soziologie intensiv fortgesetzt wurde, geriet die Reform jedoch jäh ins Stocken, so dass sämtliche DGS-Aktivitäten über Jahre gelähmt wurden. Die Auswirkungen von '68 waren hier also ungleich stärker als beim Historikerverband.⁶¹ Erst 1971 konstituierten sich die neuen Gremien, erst 1974 fand der nächste Soziologentag statt. Aber auch anschließend erfüllten sich die in die Reform gesetzten Hoffnungen nicht. Die vielen Sektionen führten ein Eigenleben und für die neuen Ämter fehlte oft engagiertes Personal, so dass spätere Vorstände in den 1970er und 1980er Jahren weitgehend auf sich gestellt waren und andauernd ihre Überlastung beklagten.

Entwicklungspfade wissenschaftlicher Fachgesellschaften – eine Bilanz

An den Ausblick auf die DGS-Reform von 1968 lassen sich drei verallgemeinernde Überlegungen anschließen: Erstens bekräftigt er in umgekehrter Weise die im ersten Teil zur Frühgeschichte der DGS – im Kontrast zur Entwicklung des Historikerverbandes – formulierte These, dass die Gestaltungsmöglichkeiten wissenschaftlicher Selbstorganisation um so größer erscheinen, je weniger die Disziplin akademisch etabliert ist. Zweitens lässt unser Durchgang durch die DGS-Geschichte eine gewisse Pfadabhängigkeit hinsichtlich der Spezifika wissenschaftlicher Selbstorganisation erkennen. So ist auffallend, dass die systematisierende Beschreibung der Aufgaben von Historikerverbänden die Funktion der Organisation und Koordination wissenschaftlicher Forschung in einzelnen Teilgebieten über Untergruppen und Sektionen gar nicht benennt.⁶² Für die DGS war diese dagegen von Beginn an zentral und sie hielt an diesem ‚Markenkern‘ sowohl nach 1945 als auch nach 1968 fest. Zugleich korrespondiert dieser ‚Markenkern‘ einer wissenschaftlich-funktionalen Arbeitsteilung mit der Verpflichtung auf jene sozialen Fragen, die in und für den Horizont einer funktional differenzierten Gegenwart systematisch-funktional beantwortet werden sollten bzw. sollen – von allen raum- und zeitlichen Spezifika abstrahierend, auf die das historische Wissen höchsten Wert legt.

sationssoziologie wieder in die bundesdeutsche Forschung eingeführt; vgl. R. Mayntz, *Soziologie der Organisation*, Reinbek bei Hamburg 1963, S. 26-35.

60 Zur Diskussion über und zum Verlauf der DGS-Reform das Material in SAK-B1-3691, -3566, -3866.

61 Zu den Auswirkungen der Studentenbewegung auf den VHD vgl. O. Blaschke, *Der Verband im Umbruch? Herausforderungen und Konflikte um 1970*, in: GWU 64, Heft 3/4 (2013), S. 168-170.

62 Vgl. entsprechend G. Lingelbach, *Funktion* (wie Anm. 24).

Drittens stellt sich auch in umgekehrter Richtung die Frage, ob sich bei Fachgesellschaften – abgesehen von der Wahrung des ‚Markenkerns‘ – im Laufe ihrer disziplinären Etablierung nicht so etwas wie ein ‚Normalfunktionieren‘ im Gefüge ihres Wissenschaftssystems ausbildet, worauf zumindest die Konvergenzen zwischen DGS, Historikerverband und anderen Wissenschaftsvereinigungen hindeuten. Forschungslabor war die DGS jedenfalls schon in der Weimarer Zeit nicht mehr, und ihre Bedeutung für die Finanzierung und den Anshub von Forschungen verlor sie schrittweise seit den 1960er Jahren, als zugleich die interdisziplinäre Mitgliederstruktur einer fachlichen Verengung wich. Die Sektionen verlagerten sich darauf, Teilbereichsforschung zu repräsentieren, statt sie zu organisieren.

Wie lassen sich – ausgehend von der skizzierten Entwicklung der DGS – die „Normalfunktionen“ von Fachgesellschaften analytisch fassen? 1. sollen sie dem disziplinen-eigenen Wissen eine interne und externe Öffentlichkeit geben (Öffentlichkeitsfunktion); 2. sollen sie dieses Wissen trotz Heterogenität untereinander sprachfähig, aber auch wissenschaftsintern und -extern abgrenzbar halten (Grenz- und Integrationsfunktion); 3. müssen sie ihre Disziplin sozial und international anschlussfähig, und personell attraktiv machen (Reproduktionsfunktion). Und 4. müssen Fachgesellschaften solche organisatorischen Bereiche besonders schützen, die entweder per se den ‚Markenkern‘ betreffen oder sich nicht an andere Strukturen befriedigend delegieren lassen und deshalb identitätsstiftend sind (Identitätsfunktion).

Der Deutsche Germanistenverband – eine „Fachgenossenschaft“ im Zielkonflikt

Myriam Isabell Richter / Hans-Harald Müller

ABSTRACT

Deutscher Germanistenverband: An Academic Association in a Conflict of Objectives

From its inauguration in 1912 until 1933 the DGV resembled an ideological society successfully pursuing anti-modern nationalistic goals in the area of educational and school policy with modern methods. At best, it might be said to have only marginally fulfilled the role of an academic association for the field of study. While it did not actively seek to join the National Socialist movement, it did not resist it either. Only since its annually held conference in 1966 has the DGV started to deal with its past and subsequently reformed the association's activities rigorously to become a modern academic association. What remains problematic today, is the fact that the DGV represents both the interests of German scholars from higher education and those of school teachers of German – which in fact frequently diverge from each other – and therefore, due to internal differentiation, is in danger of being reduced to being an umbrella association.

Der 1912 gegründete Deutsche Germanistenverband (DGV) war, verbandssoziologisch betrachtet, ein Kuriosum ohne Vorgeschichte.¹ Während sich das Verbandswesen im

* Unsere Untersuchung hätte nicht angefertigt werden können ohne die Vorarbeiten von K. Roether, *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen*. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte, Köln 1980. Mag Roethers Darstellung wegen ihrer ideologiekritischen Grundorientierung überholt sein, in der Dokumentation der Verbandsgeschichte ist sie zuverlässig und unverzichtbar. – Bei der Durchsicht des Bestandes *Deutscher Germanistenverband* im Deutschen Literaturarchiv (DLA) in Marbach waren die Inhaltsübersichten von Bernd Dammann (Erwitte) sehr hilfreich; den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des DLA sind wir zu großem Dank verpflichtet. – Die Überlieferung der Verbandsgeschichte ist – nicht ohne Verschulden der beteiligten Verbände – katastrophal. Für die Zeit vor 1933 scheint es keine aktenmäßige Verbandsüberlieferung (mehr) zu geben, für die Zeit nach 1945 ist sie lückenhaft; seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts

letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Interessenverbände, Fachverbände und Vereinigungen mit allgemeinpolitischen Zielsetzungen² ausdifferenzierte, vereinigte der DGV in sich alle Verbandsformen. Ein dem wissenschaftlichen Austausch gewidmeter Verband, wie die Historiker ihn 1895 gegründet hatten,³ war der DGV allenfalls unter anderem,⁴ und obwohl das Hauptgewicht seiner Tätigkeit bis 1933 auf der Schulpolitik lag, war er kein rein schul- oder standespolitischer Verband. Der Marburger Ordinarius Ernst Elster, Mitglied im Vorstand des DGV stellte dazu 1916 fest:

Es ist vielleicht nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß unser Verband mit anderen, die ihm scheinbar ähnlich sind, wie dem Gymnasialverein oder dem Historikerverband, tatsächlich nicht in eine Linie gestellt werden kann: diese beiden wollen bestimmte Seiten unseres Bildungswesens heben und vervollkommen, der Germanistenverband wendet sich dagegen an das ganze Volk, und die Fragen des deutschen Unterrichts bilden nur einen Teil seiner umfassenden Aufgabe.⁵

scheinen die Vorstände so gut wie keine Akten mehr an die vom Verband selbst gegründete „Arbeitsstelle für Geschichte der Germanistik“ abgeliefert zu haben. – Unsere Untersuchung ist aus der Sicht der Hochschulgermanistik verfasst; für eine Geschichte der Fachgruppe Deutschlehrer im DGV müsste – schon wegen deren Gliederung in weitgehend autonome Landesverbände – ein ganz anderer Untersuchungsrahmen gewählt werden. Dasselbe würde für eine Untersuchung gelten, welche die Internationale Vereinigung der Germanisten (IVG) und die DDR-Germanistik einbeziehen würde.

- 1 Die Geschichte der Organisationsbestrebungen der im weitesten Sinne wissenschaftlich interessierten ‚Germanisten‘ reicht zumindest bis zu den ‚Deutschen Gesellschaften‘ des 18. Jahrhunderts zurück und führt über die Germanistenversammlungen der Jahre 1846 und 1847 zu den Wanderversammlungen der Philologen im „Verein der Philologen und Schulmänner“, der schon 1838 nach dem Vorbild der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“ gegründet worden war. Im „Verein der Philologen und Schulmänner“ waren die Germanisten aber erst seit 1862 mit einer eigenen Sektion vertreten; der Verein blieb neben dem 1912 gegründeten Germanistenverband weiter bestehen. Organisiert waren Germanisten auch im Neuphilologenverband, den sie nach der Gründung eines eigenen Verbands verließen, vgl. dazu: Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes in der Akademie zur Frankfurt am 29. Mai 1912, hrsg. vom Geschäftsführenden Ausschuß, Leipzig und Berlin 1912 = Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 7. Ergänzungsheft, S. 9-10. – Aus ideologischen Gründen wurde oft versucht, zwischen diesen Organisationen Kontinuität zu stiften, dazu gibt es in den Quellen kaum eine empirische Grundlage.
- 2 Vgl. R. Bölling, Zur Entwicklung und Typologie der Lehrerorganisationen in Deutschland, in: M. Heinemann (Hrsg.), Der Lehrer und seine Organisation, Stuttgart 1977, S. 23-38, S. 23. – Vgl. auch S. Müller-Röllig, Der höhere Lehrerstand im 19. Jahrhundert. Der Gründungsprozeß des Philologenverbands, Köln u. a. 1992, S. 26.
- 3 Vgl. dazu M. Berg, „Eine grosse Fachvereinigung“? Überlegungen zu einer Geschichte des Verbandes Deutscher Historiker zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 64 (2013), S. 153-163, S. 154.
- 4 Dass er als solcher nicht intendiert war, betonte der Geschäftsführende Vorstand bereits bei der Gründungsversammlung, vgl.: Verhandlungen bei der Gründung (Anm. 1), S. 23. – Die Hochschulgermanisten im Vorstand des Verbandes hatten lediglich eine dekorative Funktion, aktiv arbeiteten neben Friedrich Panzer, Julius Petersen und Franz Schultz kaum Hochschulgermanisten mit, was im Verband auf Kritik stieß, vgl. dazu R. Bessling, Schule der nationalen Ethik. Johann Georg Sprenkel. Die Deutschkundebewegung und der deutsche Germanistenverband, Frankfurt am Main u. a. 1997, S. 81. – Die auf den Germanistentagen von Hochschulgermanisten gehaltenen Vorträge hatten oft deutschkundlichen Charakter und repräsentierten keineswegs die Bandbreite germanistischer Forschungen in der Weimarer Republik.
- 5 Vgl. Humanisten und Germanisten. Ein Briefwechsel. Von Paul Ankel und Ernst Elster, in: Neue Jahrbücher, 38 (1916), S. 327-352, S. 329. – Vgl. dazu noch die Darstellung von Max Preitz aus dem Jahre 1955: „Die Gründer des Verbandes, Johann Georg Sprenkel, Friedrich Panzer und Klaudius Bojunga in Frankfurt, bauten von Anbeginn, d.h. seit sie ihren Bauplan im Juni 1910 faßten und gewissenhaft durchsprachen, in eine deutsche Zukunft hinein, in der das deutsche Geistesleben wesentlich deutsch bestimmt sein, der Deutsche von einem Wille

Die Aktivitäten des DGV beruhten auf der Überzeugung, „daß unser deutsches Geistesleben stärker als bisher auf völkische Grundlage gestellt werden [müsse]“⁶ – letztlich war er also eine „Bewegung“,⁷ ein nationalistischer Weltanschauungs- und Gesinnungsverein wie etwa der Deutsche Sprachverein,⁸ aus dem sich sein Geschäftsführender Ausschuss rekrutierte.⁹ „Wir sind in gewissem Grade eine Gewerkschaft der Deutschlehrer, in gewissen Sinn ein Schulverein, darüber hinaus ein Bildungsverein, der über die Schule hinaus wirken muß“, meinte 1925 Friedrich Panzer, der Chefideologe des Verbands.¹⁰

Der DGV von der Gründung bis 1933

Die Gründung des DGV war keine Reaktion auf wissenschaftliche oder organisatorische Probleme der Germanistik, sondern ging auf die allgemeine „Kulturkrise“ des späten 19. Jahrhunderts zurück. Im Anschluss an die – zunächst pädagogisch und didaktisch motivierten – Arbeiten des Germanisten Rudolf Hildebrand hatte sich ein spezifisch deutschkundlicher Diskurs formiert, der gegen die Vormacht des humanistischen Gymnasiums eine Bildungskonzeption entwickelte, die Wissenschaft und Weltanschauung, Erziehung und Unterricht ganzheitlich am Deutschtum orientierte. Die Differenzierung des Gymnasiums in humanistische, Realgymnasien und Oberrealschulen wurde von den Nachfolgern Hildebrands nicht als Modernisierung des höheren Schulwesens begrüßt, sondern als fatale Zersplitterung des gesamten Bildungswesens beklagt, die nur durch eine radikale Neuorientierung an einer einheitlichen deutschen Bildung überwunden werden könne. Ernst Troeltsch brachte diese Forderung im Ersten Weltkrieg mit der Formulierung auf den Begriff, es müsse „ein nordisch-deutscher Humanismus an

gewordenen Volks- und Kulturbewußtsein erfüllt sein müsse.“ M. Preitz, Die Tagungen des alten Deutschen Germanistenverbandes, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2 (1955) 4, S. 3-12, S. 4. Den Fachverband bezeichnet er ebd. S. 7 als „Träger einer großen nationalen Bildungsidee“. Die „Mitteilungen“ werden fortan abgekürzt als MGv.

- 6 Aufruf zur Begründung eines deutschen Germanisten-Verbandes, in: Verhandlungen bei der Gründung (Anm. 1), S. 3.
- 7 Johann Georg Sprengel in: Deutsche Bildung. Drei Reden. Friedrich Kluge: Die Kulturwerte der deutschen Sprache. Klaudius Bojunga und Carl Dietz: Die Gestaltung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen. Nebst einem Anhang: Berichte und Verhandlungen des ersten Verbandtages des deutschen Germanisten-Verbandes Marburg, den 29. September 1913, Leipzig und Berlin 1913, S. 55.
- 8 Zum Deutschen Sprachverein, der einen ähnlichen Satzungsaufbau aufweist wie der DGV, vgl. J. Storost, Der Allgemeine Deutsche Sprachverein, in: Lingua et Traditio. Geschichte der Sprachwissenschaft und der neueren Philologien. Festschrift für Hans Helmut Christmann zum 65. Geburtstag, hrsg. von R. Baum u. a., Tübingen 1994, S. 827-843 und S. Wiechers, Die Gesellschaft für deutsche Sprache. Vorgeschichte, Geschichte und Arbeit eines deutschen Sprachvereins, Frankfurt am Main 2004.
- 9 Georg Sprengel war 1901 als Schriftführer in den Vorstand des Deutschen Sprachvereins gewählt worden, Ende 1906 zu dessen Vorsitzenden; mit Sprengel war 1906 auch Friedrich Panzer als Beisitzer in den Vorstand gelangt. Vgl. G. Sprengel, M. Preitz (Hrsg.), Vierzig Jahre Deutscher Sprachverein in Frankfurt am Main. Zum 2. September 1928, Frankfurt 1928, S. 5.
- 10 [ohne Verfasser], Gesellschaft für deutsche Bildung. Hauptversammlung am 27. und 28. September 1925 zu Erlangen, in: Zeitschrift für Deutschkunde, 39 (1925), S. 672, zitiert nach K. Roether, Die Germanistenverbände und ihre Tagungen (Anm. *).

Stelle des antikisch-südländischen¹¹ das Bildungswesen leiten. Die am Ziel eines ‚nationalen Gymnasiums‘¹² orientierte Deutschkunde sollte Fächer- und Disziplinengrenzen in Schule und Universität überwinden und eine ganzheitliche Alternative zur Zerrissenheit der Gesellschaft und ihrer Bildung entwickeln. Der deutschkundliche Diskurs bot zugleich den Deutschlehrern, „die sich in der Debatte um die Zukunft des Gymnasiums erstmals als philologische Profession formierten“,¹³ eine bildungstheoretische Legitimation, um ihre Berufsinteressen mit allgemeinen national-, schul- und reformpädagogischen Interessen zu verbinden. Die Koalition mit der Hochschulgermanistik im DGV rundete diese Interessenverbindung öffentlichkeitswirksam ab. In eklatantem Gegensatz zum antimodernen deutschkundlichen Diskurs, den der DGV wirksam pflegte, stand das moderne Management, das der Geschäftsführende Ausschuss unter seinem Vorsitzenden Johann Georg Sprengel praktizierte. Die Gründung des Verbands einschließlich der Vorstandswahlen war zwei Jahre lang sorgfältig vorbereitet worden,¹⁴ und die „alsbald einsetzende, mitunter etwas demagogisch anmutende Agitation zugunsten der neuen Gründung, das Sammeln von Massenunterschriften, die Kraftartikel in der Tagespresse, die Bildung von Ortsgruppen usw.“¹⁵ erregte schon bei den Zeitgenossen ebenso Bewunderung wie Abscheu. In der Folgezeit entwickelte sich der bis 1933 von Sprengel geleitete Geschäftsführende Ausschuss des Verbandes zu einer um innerverbandliche Mitbestimmung unbesorgten pressure group,¹⁶ deren Einfluss „von der Kontrolle über wichtige Organe der Fachpublizistik (*Zeitschrift für Deutschkunde*, *Zeitschrift für deutsche Bildung*) und der multiplikatorischen Wirkung von Vorträgen auf Fach- und Verbandstagungen über die Veröffentlichung von deutschkundlichen Grundrissen, Lesebüchern, Textreihen bis zur direkten und indirekten Einflußnahme auf Lehrpläne reichte“.¹⁷

Im Ersten Weltkrieg ruhte die Verbandsarbeit weitgehend, aber dem Geschäftsführenden Ausschuss gelang es, sich mit einer „Eingabe des Deutschen Germanisten-Verbandes an die deutschen Regierungen behufs Neuordnung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen“¹⁸ beim Preußischen Kultusministerium mit Vorschlägen zu einer all-

11 E. Troeltsch, Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen. Vortrag gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916, Berlin 1917, S. 14. – Die Forderung selbst hatte seit der Klage Kaiser Wilhelms II. vom 30. August des Jahres 1889, die Schule erziehe „die Schüler ‚zu jungen Griechen und Römern‘, aber nicht zu jungen Deutschen“, den Charakter eines Allgemeinplatzes. Vgl. dazu auch W. Schulze, Von München über Leipzig nach Berlin? Zur Entstehung des Historikertages vor 100 Jahren, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 45 (1994), S. 551–557, S. 552.

12 K. Burdach, [Über deutsche Erziehung], in: *Anzeiger für deutsches Altertum*, 12 (1886), S. 134–163, S. 160.

13 H. Zimmer, Germanistische Intelligenz und Allgemeinbildung im 19. Jahrhundert, in: *Diskussion Deutsch* 1989, S. 611–623, S. 614.

14 Vgl. R. Bessling, *Schule der nationalen Ethik* (Anm. 4), S. 73.

15 F. Wrede, Der Germanistenverband und seine Eingabe an die deutschen Regierungen, in: *Das humanistische Gymnasium* 1916, S. 145–156, S. 145.

16 R. Bessling, *Schule der nationalen Ethik* (Anm. 4, S. 72) spricht von Sprengels und Panzers „Wirken hinter den Kulissen dieser von der ‚Frankfurter Clique‘ dominierten Vereinigung“.

17 W. Hegele, *Literaturunterricht und literarisches Leben in Deutschland (1850–1990)*. Historische Darstellung – systematische Erklärung, Würzburg 1996, S. 39–40.

18 Eingabe des Deutschen Germanisten-Verbandes an die deutschen Regierungen behufs Neuordnung des deut-

gemeinen Vertiefung der nationalen Bildungsidee zu empfehlen, welche die Uneinheitlichkeit des dreigliedrigen Schulwesens überwinden sollte.

Die Nachkriegszeit nutzte der Verband nicht zu einer Reflexion über innerfachliche Innovationen wie die geistesgeschichtliche Literaturwissenschaft oder die Beziehungen des Fachs zur kulturgeschichtlichen Soziologie, sondern verstärkte seine Anstrengungen für das deutschkundliche Programm der Vorkriegszeit. Mit dem Ziel, die kultur- und bildungspolitischen Forderungen von einer „Fachangelegenheit zu einer Volksangelegenheit“ zu machen, beschloss der DGV auf seinem zweiten Verbandstag in Frankfurt am Main im Jahr 1920, sich in einen populären deutschvölkischen Gesinnungsverband unter dem Titel „Gesellschaft für deutsche Bildung“ umzubenennen, „deren Mitglied jeder Deutsche werden kann“. ¹⁹ Der bisherige Vorsitzende, der als Galionsfigur fungierende Marburger Ordinarius Ernst Elster, trat daraufhin mit der Feststellung zurück: „Er [der DGV] ist kein Verein von Gelehrten und hat sich, um keinen falschen Schein aufkommen zu lassen, in eine Gesellschaft für deutsche Bildung verwandelt.“ ²⁰

Erfolg wurde dem DGV indes nicht als völkischer „Geistesbund“, ²¹ sondern in der verbandspolitischen Arbeit zuteil. In den Verhandlungen um die Neuorganisation des preußischen Schulwesens in der Weimarer Republik erwies sich der Geschäftsführende Ausschuss der Gesellschaft für deutsche Bildung (GfDB) als außerordentlich geschickt. Im Zeitraum von 1920 bis 1924 gelang es der GfDB im Zuge der sogenannten Richterschen Reformen unter Kultusminister Boelitz (DVP) sowohl, neben den drei bestehenden Gymnasialtypen eine auf dem deutschkundlichen Prinzip beruhende Deutsche Oberschule (zumindest als Versuchsschule) durchzusetzen, als auch zu erreichen, dass die deutsch- und kulturkundlichen Fächer (Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Kunsterziehung, Musik, Religion) als Kernfächer aller höheren Schulen eine zentrale Stellung erhielten. ²² Mit der Feststellung, „die derzeitige preußische Neuordnung des Schulwesens beruhe nicht zuletzt auf dem Gedankengut der Germanistenvereinigung“, ²³ erkannte der preußische Kultusminister den Einfluss der Verbandspolitik der GfDB auf die staatliche Bildungspolitik auch offiziell an – ein Indiz der modernen Verflechtung von Verbänden und Kultusbürokratie.

schen Unterrichts auf den höheren Schulen, in: Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 30 (1916). Beilage zu Heft 5/6, auch in: Deutsches Philologen-Blatt, 24 (1916), S. 470-474.

19 Vgl. [ohne Verfasser], Zweiter Verbandstag des Deutschen Germanistenverbandes, in: Zeitschrift für Deutschkunde, 34 (1920), S. 397-400, S. 398.

20 Vgl.: Für deutsche Bildung. Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbands, 3 (Oktober 1922) 3, S. 39. – Zur rein ‚dekorativen‘ Funktion von Elster vgl. R. Bessling, Schule der nationalen Ethik (Anm. 4), S. 135.

21 Bereits 1917 hatte Sprengel die Transformation des DGV in einen „deutschen Geistesbund“, eine „Vereinigung aller Deutschbewußten“ angekündigt, „die nicht antikischer Verblendung und übervölkischem Weltbürgertum rettungslos verfallen sind“. Zitiert nach K. Roether, Die Germanistenverbände und ihre Tagungen (Anm. *), S. 166.

22 Vgl. dazu im Einzelnen S. F. Müller, Die Höhere Schule Preußens in der Weimarer Republik. Zum Einfluß von Parteien, Verbänden und Verwaltung auf die Schul- und Lehrplanreform 1919-1925, Weinheim und Basel 1977, bes. S. 115-121.

23 Zitiert nach K. Roether, Die Germanistenverbände und ihre Tagungen (Anm. *), S. 191; vgl. auch R. Bessling, Schule der nationalen Ethik (Anm. 4), S. 144.

Der GfdB bescherten ihre Erfolge recht bald zwei gravierende Probleme. Das erste bestand darin, dass die Gegner der Gesellschaft im Reich eine Allianz gegen sie bildeten und gegen ihre schulpolitischen Vorstellungen einen massiven, sehr öffentlichkeitswirksamen Widerstand leisteten.²⁴ Die Universitäten kritisierten vor allem die drohenden Einbußen an Allgemeinbildung und Fremdsprachenkenntnissen auf den Höheren Schulen scharf, völkischen Kräften ging die Reform nicht weit genug, reformpädagogische Kräfte vermissten den Gegenwartsbezug des Unterrichts, und eine Reihe von prominenten Wissenschaftlern griff die theoretischen Grundlagen des kulturkundlichen Unterrichts an. Erich Rothacker zeigte, dass die theoretischen Grundlagen der Deutschkunde ungeklärt seien,²⁵ Theodor Litt unterzog das gesamte kulturkundliche Unterrichtsprinzip einer vernichtenden theoretischen Grundsatzkritik,²⁶ und der einstige Anhänger der Deutschkunde, Martin Havenstein, warnte auf dem Pädagogischen Kongress 1926 vor einer „Überspannung des nationalen Gedankens im Unterricht“²⁷ und wandte sich gegen einen „deutschkundlichen Enzyklopädismus und Historismus“, „der das Gegenteil echter Bildung ist.“²⁸

Das zweite Problem bestand darin, dass nach der grundsätzlichen Übernahme der deutschkundlichen Vorstellungen in die preußische Schulpolitik die handlungsorientierte Agenda des Verbands abgearbeitet war und die Verbandsführung nicht recht wusste, in welche Richtung sie die Programmatik und Arbeit weiterentwickeln sollte.²⁹ In der Verbandsführung setzte sich nach längeren internen Auseinandersetzungen³⁰ auf dem Germanistentag in Düsseldorf 1926 schließlich die ernüchternde Einsicht durch, dass mit den bildungspolitischen Erfolgen der GfdB erst der äußere Rahmen für die Deutschkunde geschaffen war und die eigentliche Arbeit der Ausfüllung dieses Rahmens nun erst beginnen müsse.³¹ Die GfdB näherte sich nach 1926 – ohne die deutschvölkische Nationalbildungsidee zu vernachlässigen – folglich dem, so wurde behauptet, „ihr ursprünglich eigenen Charakter eines Fachverbandes.“³² Auf eine entsprechende

24 Vgl. dazu W. Hofstaetter, Der Kampf gegen die Deutschkunde, in: Zeitschrift für Deutschkunde, 41 (1927), S. 97-114.

25 Vgl. E. Rothacker, Philosophische Voraussetzungen der Deutschkunde, in: Für deutsche Bildung. Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbands, 5 (Januar 1924) 1, S. 2-4.

26 Vgl. T. Litt, Gedanken zum 'kulturkundlichen' Unterricht, in: T. Litt, Pädagogik und Kultur. Kleine pädagogische Schriften 1918-1926, hrsg. von F. Nicolin, Bad Heilbrunn 1965 [zuerst in: Die Erziehung, 1 (1926), S. 38-57 und 99-112].

27 M. Havenstein, Das deutsche Volkstum und seine Einwirkung auf das deutsche Bildungsgut, in: Die moderne Kultur und das Bildungsgut der deutschen Schule. Berichte über den Pädagogischen Kongreß des Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht, veranstaltet in Weimar vom 7. bis 9. Oktober 1926 [...], hrsg. von G. Ried, Leipzig 1927, S. 40-50, S. 40.

28 Ebenda, S. 48.

29 Vgl. dazu R. Bessling, Schule der nationalen Ethik (Anm. 4), S. 145.

30 Vgl. dazu ebenda, S. 166.

31 Vgl. dazu M. Preitz, Die wissenschaftliche Ausbildung der Deutschlehrer auf der Universität, in: Für deutsche Bildung, 8 (1927) 1, S. 1-3, S. 3 und H.-H. Schmidt-Voigt, Alte Ziele, neue Wege, in: Für deutsche Bildung, 8 (Juni 1928) 2, S. 8-13, S. 10. Vgl. auch die Selbstkritik von F. Schultz, Deutschkunde und Universität, in: Zeitschrift für deutsche Bildung, 2 (1926), S. 433-442.

32 Vgl. dazu H.-H. Schmidt-Voigt, Tagungsbericht. Ordentliche Tagung der „Gesellschaft für deutsche Bildung“

langfristige Arbeit am deutschkundlichen Curriculum war die GfDB von ihrem Organisationsaufbau aber nicht eingerichtet – inhaltliche Arbeit hatte bislang vor allem in den Ortsausschüssen und Landesverbänden stattgefunden. Zur Vorbereitung der Arbeit sollte nach einem Beschluss der GfDB nun „je ein Ausschuß für die höheren Schulen und für die Hochschulen gegründet werden. Diese Ausschüsse sollen in allen Fachfragen Stellung nehmen, sie gegenüber den Behörden vertreten und auch die materiellen Interessen der Deutschlehrer gegenüber den Vertretern der anderen Fächer wahren.“³³ Zu konkreten Ergebnissen führte die Arbeit dieser Ausschüsse indes vor 1933 nicht, und von einer Kooperation zwischen ihnen ist nichts bekannt.

Der Blick auf die Arbeit des Germanistenverbandes in der Weimarer Republik soll mit zwei Feststellungen abgeschlossen werden. Im Deutschen Germanistenverband bzw. in der Gesellschaft für deutsche Bildung waren Schul- und Hochschulgermanisten vertreten, aber dass die beiden Gruppen im Verband zusammengearbeitet hätten, ist ein Mythos; eine Kooperation fand allenfalls und vereinzelt auf lokaler Ebene statt.³⁴ Im Hinblick auf die Beziehung zum Nationalsozialismus ist weder die Auffassung begründet, dass der Verband gleichsam teleologisch in den Nationalsozialismus mündete, noch die Gegenthese, dass eine kontinuierliche deutschkundliche Verbandsarbeit vom Nationalsozialismus gewaltsam unterbrochen wurde. Der Verband war anfällig gegenüber der NS-Ideologie, bemühte sich im Vorfeld der Machtübernahme um nationalsozialistische Bündnispartner³⁵ und stellte sich – anders als etwa der Philologenverband³⁶ – den Aktivitäten des NS-Lehrerbunds nicht in den Weg, dem sie sich im März 1935 korporativ anschloss. Der NS-Lehrerbund seinerseits zeigte kein Interesse an den deutschkundlichen Aktivitäten des Verbands, die im Dritten Reich zum Erliegen kamen.

1945 – kein Neuanfang

Das Jahr 1945 bedeutete weder für die Germanistik³⁷ noch für ihren Verband einen Neuanfang. Am 15.10.1949 wurde in München ein „Deutscher Germanistenverband

(Deutscher Germanisten-Verband) e.V. und Deutschkundliche Woche des deutschen Heimatbundes in Danzig vom 3. bis 8. Oktober 1927, in: Zeitschrift für Deutschkunde, 41 (1927), S. 860-864, S. 863.

33 M. Schochow, Ordentliche Tagung der Gesellschaft für deutsche Bildung [...] in Danzig vom 3. bis 8. Oktober 1927, in: Zeitschrift für deutsche Bildung, 3 (1927), S. 637-643, S. 642.

34 Vgl. dazu auch R. Bessling, Schule der nationalen Ethik (Anm. 4), S. 223: „War der Germanistenverband auch als gemeinsames Forum für Schulmänner und Hochschullehrer konstituiert, ergibt sich aus dem untersuchten Material doch eher der Eindruck einer mißlungenen Annäherung, mißglückt zumindest im Sinne der Gründer.“

35 Näheres bei R. Bessling, Schule der nationalen Ethik (Anm. 4), S. 202-216.

36 Vgl. B. Fluck, Gymnasium, Auftrag, Fortschritt. Deutscher Philologenverband und Gymnasium im 19. und 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2003, S. 117.

37 Vgl. allgemein W. Voßkamp, Kontinuität und Diskontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich, in: P. Lundgreen (Hrsg.), Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt am Main 1985, S. 140-162; konkreter: C. Hempel-Küter, Anfänge, Sachzwänge – kaum Neubeginn. Zur Lage der Hochschulgermanistik nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in: F. Fürbeth; P. Krügel; E. E. Metzner; O. Müller (Hrsg.), Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996), Tübingen 1999, S. 592-602.

e.V.“ gegründet³⁸ als „Fachvereinigung aller Vertreter des Faches Deutsch an den Universitäten, Hochschulen und Höheren Schulen der Bundesrepublik“. ³⁹ Der Verein hielt vom 11. bis zum 16.9.1950 einen Germanistentag mit 300 Teilnehmern ab.⁴⁰ Welche Ursachen zum Scheitern dieser Münchner Gründung führten, ist unbekannt. Noch während des Bestehens dieses Verbands, der in Anknüpfung an den alten DGV und die GfDB Hochschulgermanisten und Deutschlehrer gemeinsam vertrat, lud der Heidelberger Ordinarius Paul Böckmann die Germanisten aller westdeutschen Universitäten zu einer Zusammenkunft vom 27. bis zum 29. September 1951 in Heidelberg ein.⁴¹ Bei diesem Treffen⁴² wurde eine Reihe von Vorträgen gehalten und beschlossen, eine separate „Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten“ (VdHG) zu gründen, die „alle tätig an der germanistischen Forschung beteiligten Kräfte umschließen“ sollte, „gleichgültig in welcher Stellung sie sich befinden.“⁴³ Die Heidelberger Versammlung war weiter „einstimmig der Auffassung, daß eine *Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Höherer Schule* auf sachlicher, d.h. fachwissenschaftlicher und didaktischer Grundlage hergestellt werden müsse,⁴⁴ und schlug den Deutschlehrern vor, sich nach der Bildung von Landesverbänden „zu einer deutschen (zunächst westdeutschen) Vereinigung der Deutschlehrer an Höheren Schulen zusammenschließen. Diese deutsche Vereinigung soll sich endlich

38 Es ist ungeklärt, ob zu diesem Zeitpunkt die GfDB (DGV) noch bestand. Der an der Neugründung des DGV beteiligte dritte Vorsitzende des Philologenverbands, Dr. Krell, teilte am 20.6.1952 mit: „In einem Schreiben wird berichtet, daß die Herren in Frankfurt auf dem Standpunkt stünden, daß der alte (Frankfurter) Germanistenverband noch existiere, daß sie nicht daran dächten, sich in den neuen einzufügen.“ Dieselbe Behauptung findet sich in einem Brief von Max Preitz an Paul Böckmann vom 25.9.1951. Beide Briefe im Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 1, Mappe 1.

39 H. Motekat, Bericht über die erste Germanisten-Tagung in München 11.-16. September 1950, in: Muttersprache 1951, S. 166-173, S. 167, vgl. K. Roether, Die Germanistenverbände und ihre Tagungen (Anm. *), S. 316. – In der faktischen Darstellung der verworrenen und nach Aktenlage nicht völlig aufzuklärenden Gründungsgeschichte folgen wir Roethers Ausführungen.

40 Vgl. dazu W. Höllerer, Die erste deutsche Germanisten-Tagung in München, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift, N.F. 1 (1950/51), S. 142-149 und H. Motekat, Germanisten-Tagung in München (Anm. 39).

41 Das undatierte, von Böckmann unterschriebene Einladungsschreiben befindet sich im Bestand DGV im DLA Marbach, Kasten 12, Mappe 1. – Die Initiative, zunächst einen separaten Verband der Hochschulgermanisten zu bilden und diesen Verband möglicherweise in einen Gesamtverband mit den Schulgermanisten einzubringen, dürfte in der Tat auf Böckmann zurückzuführen sein, vgl. dazu P. Böckmann, Heidelberger Germanistentreffen, in: R. Carola, Zeitschrift der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg, 4 (1952) 5, S. 43-45, S. 43: „Sowohl die wissenschaftsorganisatorischen Aufgaben wie das Bedürfnis, über die gegenwärtige Wissenschaftssituation und ihre methodischen Möglichkeiten ins Gespräch zu kommen, ließen eine solche Vereinigung gerechtfertigt erscheinen. Sie sieht darüber hinaus ihre Aufgabe darin, die Verbindung mit der im Frühjahr 1951 in Florenz gegründeten internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft zu pflegen, die Verbindung zu den Nachbarphilologien herzustellen und sich der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses anzunehmen.“

42 Vgl. dazu H. Motekat, Germanistentagung in Heidelberg 26.-29. Sept. 1951, in: Muttersprache, 1952, S. 44-47 und J. Trier, Die Germanistentagung in Heidelberg, in: Wirkendes Wort, 2 (1951/52), S. 123-127.

43 J. Trier, Germanistentagung (Anm. 42), S. 125. – 1959 wurde die Satzung der VdHG in § 1 indes wie folgt präzisiert: „Ordentliche Mitglieder sind Germanisten und Germanistinnen, die an Hochschulen des deutschen Sprachgebiets oder als Deutschsprachige an anderen Hochschulen tätig sind, und zwar die Habilitierten und Habilitanden und solche, die entsprechende wissenschaftliche Leistungen aufweisen. Außerordentliche Mitglieder sind die übrigen Assistenten und wissenschaftlichen Mitarbeiter. Gastmitglieder sind ausländische Kollegen und Kolleginnen an nicht deutschsprachigen Hochschulen.“

44 J. Trier, Germanistentagung (Anm. 42), S. 126.

mit der in Heidelberg gegründeten Vereinigung deutscher Hochschulgermanisten korporativ zu einem Gemeinsamen, die ganze Germanistenschaft darstellenden Verband vereinigen.“ Diese korporative Vereinigung wurde auf dem Germanistentag in Münster vom 12. bis zum 18.9.1952 in Gestalt des neuen Germanistenverbands vollzogen⁴⁵ – sie besteht in dieser Struktur bis heute.

Überlegungen zu einer unabhängigen Verbandsbildung scheint es jedoch nicht allein bei den Hochschulgermanisten, sondern auch bei den Deutschlehrern gegeben zu haben. In einem Schreiben an die Landesverbände wies der zweite „Vorsitzer“ – so lautete die offizielle Bezeichnung – des neuen DGV, Robert Ulshöfer, darauf hin, dass „die Geschichtslehrer, die Religionslehrer, die Schulgeographen, die Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften eigene Verbände geschaffen“ hätten, „die innerlich der Universität eng verbunden, in der Organisation jedoch von ihr unabhängig sind. Auch der Deutschunterricht muss seine Besonderheit gegenüber der germanistischen Wissenschaft betonen.“⁴⁶ 1958 bezeichnete er in einer Ansprache die – im Einzelnen nicht genannten – Gegensätze „zwischen den Anhängern eines selbständigen Hochschulverbandes und denen eines selbständigen Verbandes der Deutschlehrer“ zwar als überwunden, fügte aber hinzu: „Das Bekenntnis der Deutschlehrerschaft zum Gesamtverband bedeutet nicht Preisgabe der Eigengesetzlichkeit des Faches; es ist vielmehr ein Bekenntnis zu dem Geiste der Wissenschaft als seiner ursprünglichen und tiefsten Wurzel.“⁴⁷

In welcher Stellung sich der neue Verband zur GfDB vor 1933 sah, geht bereits deutlich aus der Satzung hervor, in der es heißt:

*Er nimmt grundsätzlich und sachlich die Aufgaben und Arbeiten des 1912 in Frankfurt a. M. gegründeten Deutschen Germanistenverbandes auf und leitet sie neuen Zielen zu, die sich aus der veränderten geschichtlichen Lage und der Entwicklung von Wissenschaft und Unterricht ergeben.*⁴⁸

Einige Verbandsfunktionäre sprachen sich deutlicher aus,⁴⁹ die Traditionspflege hatte in den ersten Jahrgängen der „Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“ ihren festen Ort, und der Berliner Ortsverband der Deutschlehrer im DGV bezeichnete sich

45 Vgl. W. Müller-Seidel, Zur gegenwärtigen Lage der Germanistik. Ein Bericht über die Tagung des Deutschen Germanistenverbandes 12.-16. September in Münster, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 26 (1952), S. 536-545. – Auf Details wie die zum Gründungszweck erforderliche Auflösung des Münchner DGV e.V. können wir hier nicht eingehen, Material dazu bei K. Roether, Die Germanistenverbände und ihre Tagungen (Anm. 10), S. 325-328.

46 Undatierte Stellungnahme im Bestand DGV im DLA Marbach, Kasten [Zugangsnummer] 539, Mappe 2.

47 Ansprache des zweiten Vorsitzers, Oberstudiendirektor Dr. Robert Ulshöfer, in: MGv, 5 (1958) 4, S. 6-10, S. 7 und 8. – In der „Hamburger Lehrerzeitung“ (11 (1958) 15, S. 14-15) beklagte zur selben Zeit Walther Vontin, dass die Hochschulgermanisten sich nicht für die Schulgermanisten interessierten – dies sei ein grundlegendes Problem des Germanistenverbandes.

48 Satzung des Deutschen Germanistenverbandes, in: Wirkendes Wort, 1. Sonderheft (1952), S. 116.

49 Vgl. F. Arends, Ansprache zur Eröffnung des Ersten hessischen Germanistentags in Frankfurt am 3. Dezember 1952, in: MGv, 1, 1, S. 7-9, S. 8; „Mit den Aufgaben und Zielen, die sich der Deutsche Germanistentag in Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Schule gestellt und gesetzt hat, führt er die Tradition des 1912 in den Mauern dieser Stadt gegründeten Germanistenverbands fort, eine Tradition, vor der wir uns in dieser Feierstunde an der neuerstandenen, durch den Genius Goethes geheiligten Stätte in Ehrfurcht neigen.“

noch bis zum Beginn der sechziger Jahre als „Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanistenverband)“.⁵⁰ Dass verbandspolitisch vom neuen DGV keine Modernisierung zu erwarten war, geht schon daraus hervor, dass der „Vorsitzer“ ihn lieber als „Fachgenossenschaft“ bezeichnete und „standespolitische und schulpolitische Fragen“ der Deutschlehrer nicht zum „Kernbereich“ seiner Aufgaben zählte, wenngleich er sie „in kritischen Augenblicken“⁵¹ nicht ausschließen wollte.

Obwohl der Verband gelegentlich über die „sich ständig verschlimmernde Lage des Deutschstudiums an den westdeutschen Universitäten“⁵² Klage führte und auf Initiative Eberhard Lämmerts seit Mitte der sechziger Jahre, systematische Erhebungen über die Studienbedingungen durchführte, um begründete Vorschläge zur Revision des Curriculums der Germanistik zu machen,⁵³ behielt der DGV bis zum Münchner Germanistentag 1966 insgesamt einen zwischen den Mitgliederinteressen einerseits und der Kultusbürokratie andererseits moderierenden und eher konservativen Charakter.

Vom Münchner Germanistentag 1966 zur Gegenwart

Die Vorgeschichte und die Bedeutung des Münchner Germanistentags, der – nicht zuletzt mit der Aufarbeitung der Verbindungen des Fachs zum Nationalsozialismus – eine Zäsur in der Geschichte⁵⁴ und Verbandsgeschichte⁵⁵ der Germanistik markiert, sind im

50 Das geht aus einer Einladung des Berliner Ortsverbands hervor, Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 8, Mappe 1, Schriftwechsel 62-64 (Amtszeit Hugo Moser).

51 J. Trier, Zum Geleit, in: MGv, 1, 1, S. 1-2, S. 1. – Ähnlich äußerte sich der Vorsitzende der Fachgruppe Deutschlehrer: 4, Der Germanistenverband will kein enger Zweckverband einer Fachgruppe sein, sondern eine „Gesellschaft für muttersprachliche Bildung“, die allen im kulturellen Leben Tätigen offen steht.“ R. Ulshöfer, An die Deutschlehrer der Bundesrepublik, in: ebenda, S. 3-4, S. 4.

52 Vgl. Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 8, Mappe 1: Hier befinden sich die Ergebnisse einer Umfrage bei den germanistischen Instituten über die Aufnahmepraxis für die Studenten in den Mittel- und Hauptseminaren. Mappe 2 enthält den Text einer vom Vorsitz Wolfgang Kayser entworfenen und auf einem Treffen in Marburg 1957 verabschiedeten Denkschrift zu „der sich ständig verschlimmernden Lage des Deutschstudiums an den westdeutschen Universitäten“. Der Text, in dem es vor allem um „die Erweiterung des Lehrkörpers und den Ausbau der Institute in räumlicher und sachlicher Hinsicht“ geht, wird an alle Universitäten und Kultusministerien verschickt. – Zusammenfassung nach der Aufstellung von Bernd Dammann.

53 Die Fragenliste mit einem Begleitschreiben des Vorsitzers Hugo Moser vom 5. März 1964 findet sich im Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 12, Mappe 5.

54 Vgl. etwa M. Gärtner, Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945, Bielefeld 1997, S. 283.

55 Für den Fachverband der Deutschlehrer hatte sich übrigens dessen zweiter Vorsitz bereits 1956 deutlich von der GfDB distanziert: „Zu Beginn des 3. Frankfurter Germanistentages 1956 ist es billig, sich die weitreichende Wirkung jener ersten Frankfurter Tage [1912, 1920] zu vergegenwärtigen und zu prüfen, ob und wie diese große Tradition fortgesetzt werden könne. Gewiß nicht dadurch, daß das alte Programm künstlich zu neuem Leben erweckt wird. Die Kulturkundebewegung der zwanziger Jahre gehört ebenso wie das Programm einer deutschen Bildung der Vergangenheit an. Auch wenn beide nicht vom Nationalsozialismus für dessen Ideologie mißbraucht worden wären, müßten wir bekennen, daß der Begriff der Bildung keine ethnologische oder ethnographische Begrenzung erträgt. Es gibt keine deutschen Bildung im Gegensatz zu einer französischen, englischen oder italienischen, es gibt jedoch eine Erziehung der Deutschen, der Franzosen usw. zu verantwortungsbereiten Menschen.“ In: MGv, 3 (1956) 4, S. 6-9, S. 6.

Kontext der 1968er-Bewegung⁵⁶ hinreichend dokumentiert und bearbeitet⁵⁷ und brauchen hier nicht dargestellt zu werden. Der Münchner Germanistentag leitete zwar eine umfassende politische und fachliche Neuorientierung der Germanistik ein, bewirkte aber keine Reform des Verbandes selbst. Die verbandspolitische Modernisierung scheint ganz entscheidend eine Leistung des Münchner Germanisten Walter Müller Seidel gewesen zu sein, der im Oktober 1968 gemeinsam mit Eberhard Lämmert die Leitung des DGV übernahm. Müller-Seidel kündigte die fällige Reform in einem Rundschreiben an, in dem es heißt:

Daß auch die Satzungen selbst – des Gesamtverbandes wie der Vereinigung der Hochschulgermanisten – zu ändern waren, wurde mehrfach gefordert, zuletzt 1968 in Berlin. In der 1952 beschlossenen Satzung wird betont, daß der deutsche Germanistenverband ‚grundsätzlich und sachlich‘ die Aufgaben des 1912 in Frankfurt gegründeten Verbandes wahrnehme. Niemand in unserer Vereinigung wird vermutlich im Jahre 1972 ein derartiges Bekenntnis bekräftigen. Mit der Entfernung solcher und verwandter Sätze ist es aber nicht getan. Die Aufgaben des Verbandes, der Fachgruppen wie ihres Verhältnisses zu einander waren auf Grund der völlig veränderten Situation neu zu durchdenken. Das ist in zahlreichen Beratungen des Vorstandes geschehen.⁵⁸

Im Januar 1969 schlug Müller-Seidel dem Vorstand der Vereinigung der Hochschulgermanisten ein umfassendes Reformprogramm⁵⁹ vor, dessen wichtigste Elemente waren:

- Neufassung der Satzung des DGV;
- arbeitsökonomische Verbesserung der Vorstandsarbeit durch Ressortaufteilung;
- Einführung einer jährlich abzuhaltenden Konferenz aller germanistischen Institute, die Verbindungsleute zum Vorstand benennen sollen;⁶⁰
- Neukonzeption der „Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“⁶¹

56 Vgl. dazu J. Schöner, Versäumte Lektionen? 1968 und die Germanistik der BRD in ihrer Reformphase 1965-1975, in: <http://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez-id=12169&ausgabe=200808> (1.11.2014).

57 Vgl. die Stellungnahmen von Beteiligten: O. Conrady, Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966, in: Diskussion Deutsch 19 (1988), S. 127-143; E. Lämmert, Der Weg nach München, in: Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik, 21/22 (2002), S. 19-25; E. Lämmert, München 1966. Ein Ort der Selbstprüfung für die Germanistik – und München 2004?, in: Germanistik in/und/für Europa Faszination – Wissen. Texte des Münchener Germanistentages 2004. Im Auftrage des Deutschen Germanistenverbandes hrsg. von K. Ehlich, Bielefeld 2006, S. 161-168; W. Müller-Seidel, Zur Literaturwissenschaft der sechziger Jahre – Ein Erinnerungsbericht, in: ebenda, S. 169-177. – Vgl. dazu auch P. Boden, „1968“ – eine Krise mit Profil. Oder: Wieviel Einheit braucht das Fach?, in: MGv, 46 (1999) 1, S. 10-20 und dieselbe: Reformarbeit als Problemlösung. Sozialgeschichtliche und rezeptionstheoretische Forschungsansätze in der deutschen Literaturwissenschaft der 60er und 70er Jahre – eine Vorbemerkung und drei Interviews, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur, 19 (2003), S. 111-170.

58 Vgl. dazu das undatierte Rundschreiben von Müller-Seidel Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 11, Mappe 4. – Vgl. den Entwurf einer Neufassung der Satzung des DGV in: MGv, 19 (1972) 2, S. 1-2.

59 Vgl. Protokoll über die Sitzung des Vorstands der VdHG vom 10./11.1.1969, Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 18, Mappe 1. Hiernach die folgenden Angaben.

60 Die erste dieser Konferenzen fand 1969 in Marbach statt, vgl. das Protokoll der Konferenz der Vorstände der Germanistischen Institute bzw. deren Vertreter am 14./15. Juli 1969 in Marbach/Neckar. Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 11, Mappe 4.

61 Zur Neukonzeption der „Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“ wurde ein Redaktionsausschuss

- mehr Eigenständigkeit, aber auch intensivere Zusammenarbeit der Fachverbände Hochschul- und Schulgermanisten im DGV;⁶²
- statt der ‚großen Kongresse‘, die ihre Funktion weitgehend eingebüßt hätten, sollten Kommissionen bzw. Arbeitsgruppen eingerichtet – bzw. die bestehenden finanziell abgesichert – werden⁶³; sie sollten selbständig arbeiten und für den Vorstand Vorschläge zur Beschlussfassung erarbeiten.

Für drei dieser Gruppen beantragte Müller-Seidel bei der Volkswagen-Stiftung eine Finanzierung: die von Monika Böse geleitete Arbeitsgruppe „Sprachbarrieren“,⁶⁴ die von Ulrich Gaier geleitete Arbeitsgruppe „Hochschuldidaktik“,⁶⁵ die u.a. mit einflussreichen Konzepten zur Gestaltung des Grundstudiums hervortrat, und die von Siegfried Grosse geleitete Arbeitsgruppe „Kontaktstudium“.⁶⁶ Die von Eberhard Lämmert geleitete Kommission für Studienreform erarbeitete Vorschläge für Rahmenvereinbarungen zur Studien- und Prüfungsreform, welche die Grundlagen für erfolgreiche Verhandlungen mit der Kultusministerkonferenz und der Westdeutschen Rektorenkonferenz bildeten. Von langfristiger Bedeutung war schließlich die von Müller-Seidel und Lämmert erreichte

eingesetzt, der paritätisch aus Vertretern der beiden Fachgruppen zusammengesetzt war. Die Ergebnisse der Beratungen trug Eberhard Lämmert im Oktober 1972 vor; der Vorstand beschloss, das neue Konzept der Mitteilungen mit Heft 4/1972 zu beginnen. Vgl. Protokoll der Sitzung des Vorstandes des Deutschen Germanistenverbandes vom 13. u. 14. Oktober 1972 in Münster, TOP 2. Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 18, Mappe 1. – In einem programmatischen Vorwort zu Heft 4/1969 der „Mitteilungen“ wies Müller-Seidel auf den erhöhten Kommunikationsbedarf angesichts der vielen hochschul- und fachpolitischen Reformvorschläge hin und kündigte an, dass die „Mitteilungen“ in Zukunft auch hochschulpolitische Nachrichten und Reformvorschläge abdrucken würden. Vgl. W. Müller-Seidel, Zur Information, in: MGv, 16 (Dezember 1969) 4, S. 1-2; Vgl. ibd. S. den redaktionellen Vermerk: S. 6, „Unser derzeitiger Erster Vorsitzter, Herr Müller-Seidel, wird sich, wofür wir ihm herzlich danken, dieses Teils unseres Mitteilungsblatts besonders annehmen.“

62 Im Kontext dieser Überlegungen scheint Müller-Seidel sich auch bei anderen Fachverbänden über die Modalitäten der Zusammenarbeit mit ihren Lehrerverbänden erkundigt zu haben. Für den „Verband der Historiker Deutschlands“ antwortete dessen Vorsitzender Theodor Schieder am 27.11.1969: „der Verband der Geschichtslehrer ist völlig selbständig, ist aber im ständigen Ausschuss des Verbands der Historiker stets durch seinen Vorsitzenden vertreten.“ Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 11, Mappe 4.

63 In einem Antrag auf Finanzierung von Arbeitsgruppen des DGV schrieb Müller-Seidel am 17.4.1970 an die VW-Stiftung, dass „Tagungen im alten Stil immer weniger als zeitgerecht angesehen werden. Zugleich waren sie bisher die fast einzigen Formen einer regelmäßigen Fortbildung für Lehrer an höheren Schulen. Der Vorstand der Fachgruppe der Hochschulgermanisten ist einhellig zu der Auffassung gelangt, daß andere Formen zu entwickeln sind und daß die herkömmlichen Kongresse an Bedeutung verlieren. Aus diesem Grunde wurden Arbeitsgruppen mit begrenzten Teilnehmerzahlen gebildet, sie sind in der zurückliegenden Zeit schon auf verschiedenen Gebieten tätig geworden, und wir erachten eine solche Tätigkeit im Augenblick schon deshalb für geboten, weil die Grundlagen des Faches neu durchdacht werden müssen, was alles bei Massenveranstaltungen eher verhindert als gefördert wird.“ Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 11, Mappe 3.

64 Die Arbeitsgruppe wurde 1968 in Berlin auf Wunsch der Studentenschaft gebildet. Vgl. dazu Müller-Seidel (Anm. 63). – Vgl. U. Böse, Arbeitsbericht der Kommission „Sprachbarrieren“, in: MGv 17, 4, S. 6-8.

65 Die Arbeitsgruppe konstituierte sich 1969 während einer Konferenz aller germanistischen Institute in Marbach, mit der Leitung wurde Ulrich Gaier (Konstanz) betraut. Vgl. U. Gaier, *Probleme der Hochschuldidaktik*. Ein Bericht, in: MGv, 19 (1972) 2, S. 2-10 und U. Gaier (Hrsg.), Diskussion Didaktik im Deutschen Germanisten-Verband. Im Auftrag des Arbeitskreises Hochschuldidaktik, Tübingen 1975. – Aus dieser Arbeitsgruppe gingen auch die beiden Bände mit Beispielen zur Reform der Einführungskurse hervor, vgl. H. Müller-Solger (Hrsg.), Modelle der Praxis. Einführung in das Studium der Literaturwissenschaft, Tübingen 1972; H. Sitta (Hrsg.), Konzeptionen linguistischer Grundkurse. Für die Projektgruppe „Sprachwissenschaftlicher Grundkurs“ im Arbeitskreis für Hochschuldidaktik des Deutschen Germanisten-Verbandes, Tübingen 1972.

66 Vgl. S. Grosse, Bericht über die Ergebnisse des Arbeitskreises für das Kontaktstudium, in: MGv, 17 (1970) 2, S. 4-5.

Einrichtung einer „Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik“,⁶⁷ die der Wissenschaftshistoriographie der Geisteswissenschaften in Deutschland seit Mitte der achtziger Jahre unter Leitung von Christoph König zu internationalem Ansehen verholfen hat.

Die von Müller-Seidel eingeleitete Modernisierung und Professionalisierung der Verbandsarbeit wurde von seinen Nachfolgern konsequent weitergeführt⁶⁸ – begünstigt von der hochschulpolitischen Reformära, die bis in die achtziger Jahren andauerte, bis Sparpolitik und New Public Management sie ablösten. Als Resultat dieser Reformära konstatierte Jörg Schönert, es sei in der Germanistik „zu einem tiefgreifenden und folgenreichen Wandel im Selbstverständnis und der Organisationsform der Disziplin gekommen. Aus der nationalkulturell begründeten und nationalphilologisch geprägten Textwissenschaft könnte sich eine interphilologische, medien- und kulturwissenschaftlich orientierte Disziplin entwickeln.“⁶⁹ Der DGV entwickelte sich in dieser Phase zu einem modernen politischen Fachverband, der sich von vergleichbaren Fachverbänden nur dadurch unterscheidet, dass er Deutschlehrer und Hochschullehrer gemeinsam vertritt – ein Alleinstellungsmerkmal, das keine Diskussionen mehr auslöste.

In den achtziger Jahren entstand jedoch eine neue Problemsituation für die Germanistik, die bis heute fortwirkt. Die Bildungsexpansion mit der Vervielfachung der Abiturientenquoten und der Verdopplung der germanistischen Professorenstellen mit einer entsprechenden Erhöhung der Forschungskapazitäten führte zu einem beispiellosen „Prozeß der personellen, fachlichen und institutionellen Ausdifferenzierung“⁷⁰ des Fachs. Unter

67 Karl Otto Conrady berichtet, dass unter den Vorschlägen des Stimbekhofener Kreises zur Tagesordnung des Germanistentags in München 1966 auch die „Errichtung einer Arbeitsstelle zur kritischen Erforschung der Geschichte der Germanistik und ihrer Nachbarwissenschaften“ war, vgl. K. O. Conrady, *Miterlebte Germanistik* (Anm. 57), S. 139. – Müller-Seidel erwähnt eine „Arbeitskonferenz im Juli 1969, auf der die Vertreter der germanistischen Institute der Bundesrepublik beschlossen, auf die Errichtung eines Archivs für Geschichte der Germanistik in Verbindung mit dem Marbacher Museum und seinem Literaturarchiv hinzuwirken“, W. Müller-Seidel, *Geschichte der Germanistik. Zur Begründung einer Arbeitsstelle in Marbach am 14. April 1972*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, 17 (1973), S. 584–588. – Vgl. auch W. Müller-Seidel, *Zur Eröffnung einer Arbeitsstelle für Geschichte der Germanistik*, in: *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*. In Verbindung mit H. Fromm und K. Richter hrsg. von W. Müller-Seidel, München 1974, S. 653–656, S. 653. – Vgl. schließlich Eberhard Lämmert: „Walter Müller-Seidel hat während seines Vorsitzes im Germanistenverband mit Unterstützung des Vorstandes den Weg dazu geöffnet, am Deutschen Literaturarchiv in Marbach im Jahr 1972 eine ‚Arbeitsstelle zur Erforschung der Geschichte der Germanistik‘ zu etablieren“, in: P. Boden, *Reformarbeit* (Anm. 57), S. 153–154.

68 Vgl. Deutscher Germanistenverband, *Vereinigung der Hochschulgermanisten*, Protokoll der Vorstandssitzung vom 26. Mai 1972: „Zu Beginn der Sitzung würdigt der neue Vorsitzende, Professor Lämmert, die Arbeit und die Initiativen des bisherigen Vorstandes; er betont insbesondere die für die Verbandsarbeit richtungsweisenden Impulse des bisherigen Vorsitzenden, Professor Müller-Seidel; der neue Vorstand verstehe seine Aufgabe als Fortsetzung und Intensivierung der von Müller-Seidel begonnenen Aktivitäten.“ Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 18, Mappe 1.

69 J. Schönert, *Germanistik – eine Disziplin im Umbruch? Zur disziplinären Entwicklung der Germanistik in den neunziger Jahren (am Beispiel der germanistischen Literaturwissenschaft)*, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes*, 40 (1993) 3, S. 15–24, S. 15.

70 B. Zymek, *Historisch beispiellos einflußreich? Schul- und hochschulstrukturelle Eckdaten einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in der Bundesrepublik Deutschland während der siebziger Jahre*, in: S. Vietta; D. Kemper (Hrsg.), *Germanistik der siebziger Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie*, München 2000, S. 101–128.

den Konsequenzen dieses Prozesses sollen hier abschließend nur die verbandspolitisch relevanten hervorgehoben werden. Im Zuge der sich seit Ausgang des 19. Jahrhunderts kontinuierlich vollziehenden Veränderung des Berufsbildes des Deutschlehrers⁷¹ konstituierte sich bereits 1974 das *Symposium Deutschdidaktik*, das 1989 als Verein gegründet wurde und mit seinen Tagungen einen eigenen Verband bildet.⁷² In den achtziger Jahren konstituierten sich daneben eine ganze Reihe interdisziplinärer Vereine, die ihre Mitgliedschaft zu einem beträchtlichen Anteil aus der Germanistik rekrutieren: 1983 wurde der *Mediävistenverband* gegründet, 1985 die *Gesellschaft für Film und Fernsehwissenschaft*. 1986 wurde der Vorstand der DGV darüber unterrichtet, dass es auf dem Gebiet der interkulturellen Sprach- und Literaturwissenschaft die *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik*, die *Fachgruppe Deutsch als Fremdsprache* und den *Arbeitskreis Deutsch als Fremdsprache* gebe.⁷³ Diese und andere Vereins- bzw. Verbandsgründungen sind Indikatoren einer bis heute anhaltenden Differenzierung⁷⁴ die durch den Konkurrenzdruck bei der Bewerbung um Stellen, Drittmittel und Graduiertenkollegs noch erheblich verstärkt und beschleunigt wurde. Da in all diesen Verfahren auf Innovation gesetzt wird, verstärken sich die zentrifugalen Kräfte des Fachs seit den achtziger Jahren kontinuierlich; befürchtet werden eine Enthomogenisierung und ein Identitätsverlust des einst philologischen Fachs.⁷⁵ Ob der Deutsche Germanistenverband denselben Bedeutungsverlust erleiden wird wie das Fach, ist nicht abzusehen.

71 Vgl. dazu H. Titze, Die soziale und geistige Umbildung des preußischen Oberlehrerstandes von 1870 bis 1914, in: Zeitschrift für Pädagogik, 14. Beiheft (1977), S. 107-128.

72 In der verbandseigenen Vereinsgeschichte heißt es, das SDD „sollte eine Ergänzung, keine Konkurrenz zum Germanistenverband darstellen“, vgl. http://symposion-deutschdidaktik.de/fileadmin/dateien/downloads/verein/werwirsind/SDD_Vereinsgeschichte.pdf (29.8.2014). – De facto konkurrieren Deutschdidaktiker und Germanisten bei der Einwerbung (und gelegentlich auch bei der Besetzung) von Stellen. Zum Verhältnis von Germanistik und Deutschdidaktik vgl. Jörn Brüggemann: Deutschdidaktik und Germanistik. Analyse einer umstrittenen Beziehung. In: Frederking, Volker/Krommer, Axel/Meier, Christel (Hrsg.): Taschenbuch des Deutschunterrichts. Band 3. Baltmannsweiler: Schneider Verlag 2014, S. 143-76.

73 Brief des Vorsitzenden der Fachgruppe „Deutsch als Fremdsprache“ an den DGV vom 24.2.1986, Bestand DGV, DLA Marbach, Kasten 18, Mappe 5.

74 Vgl. dazu J. Schönert, Germanistik in den 1990er Jahren – eine Disziplin auf der Suche nach ihrer Identität, in: B. Cha; S. J. Schmidt (Hrsg.), Interkulturalität. Theorie und Praxis. Deutschland und Korea, Münster 2004, S. 71-79 und den ausgezeichneten Essay von H. Dainat, Die Germanisten in Europa: ratlos. Über disziplinäres Driften in Zeiten der Studien- und Hochschulreform, in: G. Bollenbeck; W. ‚Wara‘, Wende (Hrsg.), Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft, Heidelberg 2007, S. 89-103.

75 Vgl. dazu M. Lepper, Wie kann man Geschichte der Germanistik nach 1945 schreiben?, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur, 37 (2012), S. 476-499, S. 479: „Kaum eine andere Gruppe geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen hat in der Phase nach 1945 stärkeren Theorie- und Methodenimport betrieben, massivere Zentrifugaleffekte gezeigt als die neueren Philologien – und unter ihnen, nicht zuletzt aufgrund institutioneller Gewichtsverhältnisse, in besonderem Maße die germanistische Literaturwissenschaft.“

Professionalisierung und Disziplinierung: Die *American Studies Association* in den 1950er Jahren

Levke Harders

ABSTRACT

The institutionalization of American Studies as an interdisciplinary academic field was a reaction to a specific academic and social context within the United States. The American Studies Association (ASA) was founded in 1951 and emerged as an essential component in the professionalization of the discipline because of three relevant factors: The academic society was based on existing networks. Moreover, it secured financial resources through its popularization and higher education politics to establish an effectively running organization. But this process of shaping and normalizing the discipline finally led to exclusions whereby non-academic American Studies scholars, women and African-Americans were defined as marginal to the discipline. The consequences of this professionalization influenced American Studies and the ASA up to the 1970s.

„Wenn es ‚theoretische‘ Ereignisse gibt, die eine Institution prägen [...], dann müssen sie die formlose Form einer Monstrosität haben, das heißt, sie können vorerst nicht erkannt und legitimiert werden, noch weniger programmiert, angekündigt oder auf irgendeine Weise antizipiert.“¹ Legitimationsdiskurse bei Institutionalisierungsprozessen von (literatur-) wissenschaftlicher Theorie können, so Jacques Derrida, erst retrospektiv als solche verstanden und benannt werden. Dies trifft auch auf Disziplingeschichte zu, die nur nachträglich die Entstehung und Institutionalisierung eines Faches erklären und kontextualisieren kann. Dazu widmet sich Disziplingeschichtsschreibung zumeist

1 J. Derrida, Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen, Berlin 1997, S. 35.

Akteuren, Institutionen, Kommunikationsbedingungen, Netzwerken, Ressourcen, Forschungsthemen und -methoden, Epistemologien, Lehre, Transfer in andere gesellschaftliche Teilsysteme und/oder den historischen Kontexten eines Faches.

Die Wissenschaftshistoriker Martin Guntau und Hubert Laitko definieren Disziplin als ein System wissenschaftlicher Begriffe und Faktenaussagen zu einem bestimmten Gegenstand, der spezifische Methoden und Inhalte zur Folge hat. Um von einer erfolgten Disziplinentstehung sprechen zu können, müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein. Zu ihnen gehören Permanenz, Konsens über den Gegenstand, Kriterien der Wissenschaftlichkeit, Professionalisierung, ein Kern von Individuen, die überwiegend für die Entwicklung des Faches tätig sind und nicht zuletzt: ein Kommunikationsrahmen für das disziplinäre Tätigkeitssystem.² Anfang der 1950er Jahre verfügte das Fach *American Studies* in den USA über diese sechs Aspekte der erfolgreichen Disziplinengese. So bestand der Kommunikationsrahmen neben Fachzeitschriften auch aus dem 1951 gegründeten Fachverband, der *American Studies Association* (ASA).³ Das erste Jahrzehnt dieser akademischen Gesellschaft lässt ein Charakteristikum der Fachentwicklung sichtbar werden: Die neue Disziplin grenzte sich nicht nur nach außen gegen andere Wissensgebiete ab, sondern auch nach innen gegen Laien, Frauen und Schwarze.

Nach einer kurzen Übersicht über die Fachgeschichte⁴ stellt dieser Beitrag anhand der Gründung der ASA und ihres ersten Richtungsstreites in den 1950er Jahren drei miteinander verbundene Faktoren vor, die für den Erfolg des neuen Fachverbandes wesentlich waren: Die ASA konnte sich erstens als akademische Organisation schnell etablieren, da sie auf bestehenden Netzwerken und strukturell-organisatorischen Traditionen aufbaute. Zweitens verfolgte sie eine gezielte Öffentlichkeits- und Wissenschaftspolitik und erhielt deshalb umfangreiche finanzielle Ressourcen, die wiederum ihren Ausbau stabilisierten. Drittens gelang es dem Verband, um den Preis des Ausschlusses von Wissenschaftlerinnen und Laien eine homogene, als wissenschaftlich-tätig definierte Mitgliedschaft hervorzubringen.⁵ Die Folgen dieser Prozesse wirkten bis in die 1970er Jahre nach.

2 M. Guntau, H. Laitko, Entstehung und Wesen wissenschaftlicher Disziplinen, in: dies. (Hg.), *Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen*, Berlin (Ost) 1987, S. 17-89, S. 25ff.

3 Die Akten der *American Studies Association* befinden sich in der Manuscript Division der Library of Congress, Washington, DC, USA (LoC). Zur Zeit meiner Quellenrecherche im Herbst 2006 war der Bestand nur zu einem geringen Teil erschlossen, neben 54 unsortierten Kartons gab es vier bearbeitete. Drei bearbeitete Boxen in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, eine erschlossene Box in: LoC, Records of the ASA, 21430. Die unsortierten Bestände in: LoC, Records of the ASA, 19,013. Das seitdem entstandene Findbuch zu diesem Bestand mit der Nummer MSS48322 ist einzusehen unter: <http://hdl.loc.gov/loc.mss/eadmss.ms008048.3> (13.05.2015).

4 Für eine Geschichte des Faches siehe L. Harders, *American Studies. Disziplinengeschichte und Geschlecht*, Stuttgart 2013 (für die *American Studies Association* besonders S. 88-112).

5 Zu den Institutionalisierungs- und Homogenisierungseffekten siehe P. Bourdieu, *Homo Academicus*, Frankfurt am Main 1992, S. 44f. Zum Ausschluss bzw. zur Partizipation von Wissenschaftlerinnen siehe: M. W. Rossiter, *Which science? Which women?*, in: *Osiris*, 12 (1997), S. 169-185.

Entstehung, Entwicklung und Etablierung der *American Studies* in den USA (1921–1951)

Die Disziplingenese der *American Studies* unterscheidet sich von der Entstehung der Germanistik oder Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert sowohl durch ihren interdisziplinären Zuschnitt als auch durch den sozio-politischen Kontext des 20. Jahrhunderts, da *American Studies* als wissenschaftliches Lehr- und Forschungsgebiet erst ab den 1930er Jahren institutionalisiert wurden. Die Anfänge des späteren Faches lassen sich jedoch bis in das 19. Jahrhundert zurückverfolgen, als erste Kurse über US-amerikanische Literatur und Geschichte an Hochschulen der USA unterrichtet wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg beförderten die veränderte Selbstwahrnehmung des Landes⁶ und Debatten um Hochschulreformen die neue Disziplin. Um das eigene Land zum Gegenstand von Forschung und Lehre zu machen, entwarf das *American Studies Movement* ein interdisziplinäres Fach, das ein breites Wissen über Kultur, Geschichte, Gesellschaft und Politik der USA vermitteln sollte.

Für den Ausbau der *American Studies* spielte die Lehre eine wesentliche Rolle.⁷ *American Studies*-Kurse und -Studiengänge wurden nicht nur an Eliteuniversitäten, sondern auch an weniger bekannten Hochschulen im ganzen Land initiiert, und dort sehr häufig von Frauen, wie bspw. am privaten *Barnard College* oder am staatlichen *Brooklyn College*.⁸ Neben der Forschung waren es vor allem diese stetige Zunahme von Studiengängen und Programmen⁹ sowie die damit einhergehenden pädagogischen und konzeptionellen Überlegungen, die das neue Fach definierten und produzierten. In den 1930er Jahren wurde *American Studies* weiter ausgebaut, da das Fach an kultur- und wissenschaftspolitische Debatten des *New Deals* anknüpfte. Es teilte die Idee des *American Exceptionalism*, die Vorstellung einer einheitlichen (und damit erforschbaren) US-amerikanischen Kultur und das Ideal demokratischer Erziehung.

Die innenpolitischen und sozial-kulturellen Entwicklungen des *New Deals*, die dem Fach gesellschaftliches Interesse und Legitimation zukommen ließen, wurden ab Ende der 1930er Jahre durch die außenpolitischen Ereignisse verstärkt. Insofern lösten der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegszeit eine produktive Krise aus – auch für *American Studies*. Mit der Abgrenzung zum Nationalsozialismus ging, so die zeitgenössische Meinung, die Verteidigung der Demokratie und der westlichen Zivilisation einher. Es gab im

6 Siehe dazu auch: A. von Saldern, *Amerikanismus. Kulturelle Abgrenzung von Europa und US-Nationalismus im frühen 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2013 sowie J. M. Trautsch, *Der amerikanische Nationalismus und die These vom Exzeptionalismus. Überlegungen zu den historischen Grundlagen der amerikanischen Nation*, in: *Historisches Jahrbuch*, 134 (2014), S. 323-339.

7 Vgl. M. Oppermann, *American Studies in Dialogue. Radical Reconstructions between Curriculum and Cultural Critique*, Frankfurt am Main, New York 2010; E. Renker, *The Origins of American Literature Studies: An Institutional History*, Cambridge, New York 2007.

8 Siehe dazu L. Harders, *American Studies* (wie Anm. 4), S. 113-165.

9 Für die Entwicklung der *American Studies*-Studiengänge bis in die 1950er Jahre siehe W. G. Crane, *American Literature in the College Curriculum*, Chicago 1948 sowie R. H. Walker, *American Studies in the United States. A Survey of College Programs*, Baton Rouge 1958.

Land eine breite Übereinstimmung darüber, dass die USA bestimmte Werte und Ideen vertreten würden und sich dieser Nationalcharakter in der Kultur widerspiegle.¹⁰ Neben diesen gesellschaftlichen Debatten reagierte *American Studies* auch auf hochschulpolitische Forderungen der Kriegs- und Nachkriegszeit. So meinte bspw. der Amerikanist Robert E. Spiller 1942, dass die geisteswissenschaftlichen Fächer, insbesondere die junge Disziplin *American Studies*, unbedingt vonnöten seien, um die Gefahr für die Nation abzuwehren.¹¹ Gegen die disziplinäre Spezialisierung, die unter Kriegsbedingungen vermehrt in die Kritik geraten war, wurden allerorten fächerübergreifende Studiengänge eingerichtet, während gleichzeitig das US-amerikanische Hochschulwesen insgesamt erheblich ausgebaut wurde.

Die Disziplin profitierte auf diese Weise vom Zweiten Weltkrieg ebenso wie vom anschließenden Kalten Krieg, denn zu den neuen Studiengängen gehörte an vielen Hochschulen auch *American Studies*. Das Fach beanspruchte zeitlich die Verantwortung für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, inhaltlich einen Großteil des etablierten kulturwissenschaftlichen Fächerkanons (Geschichts-, Literatur- und Sozialwissenschaften) und ideologisch-moralisch die Erziehung der ganzen Nation.¹² Als Strategie hatte diese Argumentation Erfolg: Das wissenschaftliche und soziale Kapital konvertierte sich ab Mitte der 1940er Jahre in finanzielle Ressourcen und Prestige.¹³

Der dadurch beschleunigte Disziplinbildungsprozess führte 1951 zur Gründung der *American Studies Association* (ASA). Carl Bode (1911–1993), Professor an der *University of Maryland*, initiierte den bundesweiten Fachverband für die Förderung von Forschung, Lehre und Veröffentlichungen in *American Studies*. Das von ihm einberufene Gründungskomitee¹⁴ legte Name und Strukturen der neuen Organisation ebenso fest wie die Zusammenarbeit mit der Zeitschrift *American Quarterly*.¹⁵ Der Vorstand begann sofort mit der Einwerbung von Drittmitteln, der Publikation eines Newsletters und Mitgliederwerbung. Der Erfolg der *American Studies* und der ASA in dieser Zeit lässt sich auch

10 P. Gleason, World War II and the Development of American Studies, in: *American Quarterly*, 36 (1984) 3, S. 343–358. Vgl. auch: L. Harders, Disziplinengese und Krieg. *American Studies* im Zweiten Weltkrieg, in: M. Berg/ J. Thiel/ P. Walther (Hg.), *Mit Feder und Schwert. Militär und Wissenschaft – Wissenschaftler und Krieg*, Stuttgart, S. 277–286.

11 R. E. Spiller, Higher Education and the War, in: *Journal of Higher Education*, 13 (1942) 6, S. 287–297.

12 Siehe dazu bspw. die programmatische Schrift von T. McDowell, *American Studies*, Minneapolis 1948.

13 P. Bourdieu, *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz 1998.

14 C. Bode an die Mitglieder des Gründungskomitees am 02.02.1951 (Durchschlag), in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 1, Folder: General Correspondence 1951–1952. Dies waren Charles Baylis, Carl Bode, Wesley Gewehr und H. S. Merrill (*University of Maryland*), Charles Barker, Montgomery Gambrill und N. Bryllion Fagin (*Johns Hopkins University*), David Mearns und Edward Waters (*Library of Congress*), Robert E. Spiller (*Swarthmore College*), Walter Bezanson (*Rutgers University*), Harold N. Munger (*Rutgers University Press*), Merle Curti (*University of Wisconsin*); später kamen Oliver Larkin (*Smith College*) und – als einzige Frau – Dorothy Thomas (*University of Pennsylvania*) hinzu. Diese Gruppe vertrat sechs Fachdisziplinen: Geschichte, Philosophie, Soziologie, Kunst, Musik, Literatur.

15 Mit der Namenswahl wurde an bestehende Organisationen angeknüpft, wie der *Modern Language Association*, der *American Historical Association* oder der *American Sociological Association*, um sich als akademischer Berufsverband zu positionieren. Siehe Protokoll der Sitzung des Gründungskomitees am 22.03.1951, in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 2, Folder: Minutes, 1951.

an den wachsenden Mitgliederzahlen des neuen Fachverbandes ablesen: Bis 1953 stieg die Zahl der Mitglieder auf fast 400, bis 1963 auf 1.700 an.¹⁶ Heute hat der Verband 5.000 Mitglieder sowie 2.200 institutionelle Mitglieder.¹⁷

Netzwerke und Strukturen

Gründung und Aufbau des neuen Fachverbandes gingen auch deshalb so zügig vonstatten, weil die ASA auf verschiedenen Netzwerken basierte.¹⁸ Gleichmaßen waren die Kontakte, die Amerikanist_innen über Publikationen, Briefwechsel oder gegenseitige Besuche der Studiengänge in den vergangenen drei Jahrzehnten geknüpft hatten, als „Gründungsimpulse“¹⁹ von Bedeutung.

Der amerikanistische Fachverband ist in der Tradition wissenschaftlicher Gesellschaften zu sehen, die in den USA seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden waren. Die ASA arbeitete mit der *Modern Language Association* (MLA) und der *American Historical Association* (AHA) zusammen; viele Mitglieder gehörten neben der ASA einem dieser beiden (oder anderen) Fachverbänden an. Innerhalb der MLA bestand mit der *American Literature Group* schon seit 1921 eine amerikanistische Sektion,²⁰ die durch Forschung, bibliografische Arbeiten und der Evaluation von Lehrangeboten zum Ausbau des Faches beitrug. Hier sollen erste Ideen für den späteren, eigenständigen Verband entstanden sein.²¹

Neben diesem Zusammenschluss von Literaturhistoriker_innen traf sich seit 1941 in Philadelphia die *Society for American Studies*²² als amerikanistisches Netzwerk. Zweimal jährlich diskutieren 25 bis 50 Gelehrte Themen US-amerikanischer Kultur und Ge-

16 Mitgliederzahlen zusammengestellt aus den Sitzungsprotokollen der Jahre 1953 bis 1959, in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 2 und H. Cohen, American Studies and American Literature, in: College English, 24 (1963) 7, S. 550-559. Die *American Literature Group* der *Modern Language Association* bspw. hatte in den 1930er Jahren 150, später bis zu 400 Mitglieder. Siehe R. E. Spiller, *Those Early Days. A Personal Memoir*, in: ders., *The Oblique Light*, New York 1968, S. 257-267, S. 262.

17 Siehe: „What the ASA Does“, unter: www.theasa.net/about/page/what_the_asa_does. Zum Vergleich: Die 1883 gegründete *Modern Language Association* hat heute 28.000, die 1884 gegründete *American Historical Association* 14.000, die 1905 gegründete *American Sociological Association* 13.000 Mitglieder. Siehe „About the MLA“, unter: www.mla.org/about; „AHA Membership on the Rise Again in 2011“, unter: <http://blog.historians.org/2011/07/aha-membership-on-the-rise-again-in-2011>; „About ASA“, unter: www.asanet.org/about/about_asa.cfm (alle: 13.05.2015).

18 Auffällig ist zudem, dass die ersten Vorstandsmitglieder der ASA zuvor organisatorische Erfahrungen in anderen Fachverbänden gesammelt hatten.

19 Vgl. den einleitenden Beitrag von Matthias Berg und Martin Sabrow in diesem Heft, S. 20.

20 Vgl. J. B. Hubbell, *American Literature, 1928–1954*, in: ders., *South and Southwest. Literary Essays and Reminiscences*, Durham 1965, S. 22-48; D. R. Shumway, *Creating American Civilization. A Genealogy of American Literature as an Academic Discipline*, Minneapolis, London 1994.

21 Protokoll des Treffens der *American Literature Group* in Chicago am 28./29.12.1945 sowie A. G. Halline: „November Report“, 30.11.1946, S. 5ff. Beide in: University Archives, University of Minnesota, Minneapolis, USA, American Studies (1), Box 1, Folder 4: American Literature Group.

22 R. E. Spiller: „[The Society of American Studies]“, ohne Datum, in: LoC: Records of the ASA, 19,013, cont. 21, Folder: 1945 Soc. for AS. Sowie R. E. Spiller an C. Bode am 10.03.1952 (Durchschlag), in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 1, Folder: General Correspondence 1951–1952.

schichte.²³ Diese Gruppe an der Ostküste der USA war für die spätere Entwicklung der ASA als Berufsverband von Hochschullehrer_innen bedeutsam, da ein großer Teil der Mitglieder anschließend wichtige Funktionen in der ASA übernahm; dies gilt insbesondere für Robert E. Spiller (1896–1988) an der *University of Pennsylvania*, einem ihrer Hauptakteure.

Die Struktur des neuen Verbandes orientierte sich an der etablierten Organisation der AHA.²⁴ Neben dem Präsidenten und dem Vizepräsidenten bestand der Vorstand der ASA aus einem Schatzmeister und je einem Mitglied der Regionalgruppen.²⁵ Das Exekutivkomitee aus Präsident, Vizepräsident, Schatzmeister und Geschäftsführer diente ab 1953 als sowohl ausführendes wie auch beratendes Gremium.²⁶ Die ASA war in regionale Verbände gegliedert, die schon fünf Jahre nach Gründung (1956) alle Gebiete der USA umfassten.²⁷

Öffentlichkeit, Wissenschaftspolitik und Ressourcen

Ähnlich wie Gabriele Lingelbach für die Geschichtswissenschaften in den USA und Frankreich festgestellt hat,²⁸ fanden Professionalisierungsprozesse ein halbes Jahrhundert später auch im Fach *American Studies* statt: Das erste Jahrzehnt des Fachverbandes war von einer Professionalisierung der Disziplin geprägt. Der bundesweite Kommunikationszusammenhang ermöglichte mit Debatten über den Forschungsgegenstand, über theoretisch-methodologische Ansätze, über Lehre/Didaktik und Forschungsprojekte eine Standardisierung. Diese disziplinäre Professionalisierung wurde durch Drittmittel überhaupt erst ermöglicht, die die ASA in den 1950er Jahren einwarb.

23 R. E. Spiller: [„The Society of American Studies“], ohne Datum, in: LoC: Records of the ASA, 19,013, cont. 21, Folder: 1945 Soc. for AS.

24 Der Vorstand der AHA bestand u. a. aus einem jährlich gewählten Präsident, zwei Vizepräsidenten, einem Schatzmeister und einem Sekretär.

25 Der Vorstand wurde in den folgenden Jahren um Sondermitglieder, den Herausgeber des *American Quarterly*, den Geschäftsführer und den letztjährigen Präsidenten erweitert. Mit der steigenden Zahl von Regionalgruppen wurde die Satzung 1957 geändert und – für die Zusammensetzung des Vorstands – das Gebiet der USA in sechs Gebiete unterteilt, d. h., mehrere Regionalgruppen zusammen konnten eine Vertretung in den Vorstand entsenden. 1968 änderte sich der Modus erneut. Vgl. J. M. Ober, *History of the American Studies Association*. MA thesis, Bryn Mawr 1971, S. 62, S. 100f.

26 Siehe die Satzungen der frühen 1950er Jahre in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 2.

27 Die Regionalverbände wurden mehrfach neu zugeschnitten. Heute sind es 13: California, Chesapeake, Eastern, Great Lakes, Hawaii, Kentucky-Tennessee, Mid-America, New England, New York Metro, Pacific Northwest, Rocky Mountain, Southern, Texas.

28 „Der professionelle Historiker baut mit Kollegen berufsspezifische Kontakte und Organisationen auf und führt gemeinsame Aktivitäten durch, was der gegenseitigen Kontrolle sowie der Durchsetzung und Aufrechterhaltung berufsspezifischer Werte und Normen dient, die wiederum die Profession nach innen einigen.“ G. Lingelbach, *Klio macht Karriere. Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2003, S. 26f. Zu Professionen und zur Bedeutung der Anerkennung von Wissen als legitimen Wissen siehe auch: H. Knoblauch: *Wissenssoziologie*. Konstanz 2014, S. 288–294.

Ihre erste große Konferenz veranstaltete die neue ASA Ende November 1952 in Washington, DC zum Thema „Europe's View of America Today“.²⁹ Mit diesem transatlantischen Gegenstand sprach die ASA ein zentrales Problem der Disziplin an, war doch die Abgrenzung US-amerikanischer von europäischer Kultur ein wesentliches Element des Faches seit den 1920er Jahren und führte überhaupt erst zur Disziplinentstehung. Gleichzeitig reagierte das Konferenzthema auf immer wieder geäußerte Kritik, *American Studies* sei ein patriotisches Erziehungsprogramm.³⁰ Gefördert mit \$ 2.500 aus Mitteln der *Rockefeller Foundation*, war die Veranstaltung mit 200 Gästen ein großer Erfolg:³¹ „Attendance was considerable; most of the speakers were good; and the amount of intellectual business transacted was gratifyingly large.“³²

Daran wollte der Vorstand mit einer weiteren Konferenz anschließen, um „the role of the man of independent mind in contemporary free society“ zu diskutieren.³³ Es sollte hierbei explizit nicht nur die Rolle von Intellektuellen in den USA, sondern mit einer internationalen Perspektive ein Vergleich thematisiert werden:

*We believe [...] that changing the conference title and concept from a national to an international basis might enable us to render service to American leadership in the solution of problems facing all free men. The more we explore intellectual practices beyond the confines of our own country, the more realistic we make American thinking, the more informed we make American influence, the more real we make American freedom.*³⁴

Mit diesem Thema ging es der ASA sowohl um eine Reaktion auf anti-intellektualistische Tendenzen in den USA als auch um eine breitere Perspektive auf westliche Gesellschaften, wie der damalige Präsident der ASA, Charles Barker (1904–1993) von der *Johns Hopkins University*, in diesem Schreiben an die *Rockefeller Foundation* verdeutlichte. Aber während die transatlantische Konferenz im Jahr zuvor durch Drittmittel finanziert werden konnte, erhielt die ASA für dieses Programm keine Förderung, obwohl Barker mit dem intellektuellen Gewinn einer solchen Veranstaltung argumentierte. In einem zweiten Antrag, nun an den *Fund for the Republic*, rechtfertigte sich die ASA für das Thema und versuchte, den Intellektuellen und seine Aufgabe in einer demokratischen Gesellschaft positiv zu definieren.³⁵ Im Kontext der anti-intellektualistischen Strömungen der McCarthy-Ära erschien das Tagungsthema den Stiftungen jedoch offenbar als zu liberal, so dass die für Winter 1953/54 geplante Tagung abgesagt werden musste.

Trotz dieses Scheiterns stieß der neue Fachverband in den folgenden Jahren im wissenschaftlichen Feld und bei geldgebenden Stiftungen auf anhaltendes Interesse. Die *Car-*

29 Das Programm findet sich in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 3, Folder: Miscellany: Printed Matter.

30 C. Bode, The American Studies Movement and the Professor of English, in: College English, 16 (1954) 2, S. 125–127, S. 126.

31 C. Barker an den Vorstand der ASA am 09.02.1953, in: LoC: Records of the ASA, 19,013, cont. 43.

32 C. Bode, The Start of the ASA (written in spring 1960), in: American Quarterly, 31 (1979) 3, S. 345–354, S. 351.

33 C. Barker an E. D'Arms (*Rockefeller Foundation*) am 21.05.1953 (Entwurf), in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 1, Folder: General Correspondence 1953.

34 C. Barker an E. D'Arms am 16.06.1953 (Durchschlag), in: ebenda.

35 E. Waters an O. W. Ketcham (*Fund for the Republic*) am 24.07.1953 (Durchschlag), in: ebenda.

negie Corporation unterstützte die ASA 1954 mit \$ 39.500, 1957 erneut mit \$ 37.500 für jeweils drei Jahre.³⁶

*Under Spiller's resourceful leadership the Association made exceptional progress. His major achievement was negotiating a grant from the Carnegie Corporation of New York which would allow us to employ an executive secretary on 2/3 time, further expand and diversify our activities, and open a full-time office.*³⁷

Die Wissenschaftsstiftungen in den USA nahmen in dieser Zeit Einfluss auf die Professionalisierung des Hochschulwesens, indem sie gezielt neue Studienprogramme, Tagungen, Publikationen und Fachverbände förderten.³⁸ Wissenschaftliche Gesellschaften wie die ASA hätten ohne diese Drittmittel keinen derart schnellen landesweiten Ausbau erlebt.

In- und Exklusion – Wissenschaftler versus Laien

Mit dieser Finanzierung ging eine Professionalisierung und Normierung einher, in der zentrale Akteure die ASA als Expertenorganisation etablieren wollten, wie an der internen Diskussion um die gescheiterte Tagung über die Rolle des Intellektuellen deutlich wird. Die Ausrichtung als professionelle, akademische Standesorganisation setzte sich, so der erste Präsident Carl Bode rückblickend, mit der Einstellung des ersten Geschäftsführers Louis D. Rubin, Jr. durch.³⁹ Bode forderte und förderte indessen den offenen Charakter der ASA:

*I myself thought of the ASA as a society for anyone interested. I thought that there was room for both the specialist in American Studies and the public, for the non-professional as well as the professional, for (in a sense) the reader as well as the writer.*⁴⁰

Ähnlich äußerte sich Edward Waters (1906–1991), Musikwissenschaftler und Bibliothekar an der *Library of Congress*, der sich anfangs in der ASA engagierte. In seinem (abgelehnten) Antrag an die *Carnegie Corporation* für die Konferenz stellte er die ASA in diesem Sinne als einen Verband für alle an der US-amerikanischen Kultur interessierten Menschen dar:

Most of the members of the ASA are college and university people, but I am glad to say that the feeling of the Society to date – and I have been on the Council since the begin-

36 J. M. Ober, History of the ASA (wie Anm. 25), S. 62.

37 C. Bode, Start of the ASA (wie Anm. 32), S. 352.

38 Zur Bedeutung von Stiftungen bei dem Ausbau des US-Hochschulwesens in der Nachkriegszeit siehe: R. L. Geiger, *Research and Relevant Knowledge. American Research Universities since World War II*, New York, Oxford 1993, S. 92ff.

39 C. Bode, Start of the ASA (wie Anm. 32), S. 352.

40 Ebenda. Ähnlich argumentierte sein Nachfolger; vgl. C. Barker an den Vorstand der ASA am 09.02.1953, in: LoC: Records of the ASA, 19,013, cont. 43.

*ning in 1951 – extends beyond the narrow confines of a campus. We do want the interest and support of all persons deeply interested in American civilization, of all who wish honestly to evaluate it and ,improve’ (a bad word, I know) it.*⁴¹

Dies entsprach der Legitimationsstrategie des Faches, das sich sowohl über seine Interdisziplinarität als auch über seine Partizipation an gesellschaftlichen Aufgaben wissenschaftsintern wie -extern positioniert hatte. *American Studies*, so die Mehrzahl der Fachvertreter_innen in den 1930er bis 1950er Jahren, sei besonders geeignet für die demokratische Erziehung der Studierenden und zugleich für die Abwehr totalitärer Systeme.⁴² Hierzu wurde eine enge Zusammenarbeit von Hochschulen mit einer interessierten Öffentlichkeit angestrebt und bspw. im Studiengang der *University of Minnesota* realisiert.⁴³

Mit der Gründung des Fachverbandes wurde demgegenüber ein Paradigmenwechsel deutlich: Das Fach versuchte stärker, innerwissenschaftlich anerkannt zu werden.⁴⁴ 1954 brachten Waters, Bode und andere einen Vorschlag ein, Laien intensiver in die ASA einzubinden, um sowohl die künstlichen Grenzen zwischen den Disziplinen als auch zwischen „dem Wissenschaftler“ und „dem Laien“ zu überbrücken:

*Furthermore, it is inherent in the aim and purpose of the ASA that artificial boundaries between the various academic disciplines be breached, and that similarly, the artificial and disturbing barrier between the academic and the layman must be broken down. In inviting laymen to join with academics in the study of American life, the ASA can perform an invaluable service for the academic profession and for the continuance of free, unrestricted study of American civilization.*⁴⁵

Um dieses Ziel zu erreichen, sollten Treffen der Regionalgruppen zu Themen des öffentlichen Interesses stattfinden, die Leitungsgremien der Regionalgruppen ein außeruniversitär tätiges Mitglied aufweisen und die ASA insbesondere Lehrer_innen als Neumitglieder anwerben.⁴⁶

Der Vorstand nahm diese Anregungen jedoch nicht auf, weil sich die ASA als wissenschaftliche Fachgesellschaft verstehe, wie der neue Geschäftsführer Rubin an Waters schrieb.⁴⁷ Waters antwortete, dass der Verband die populäreren Belange nicht vernach-

41 E. Waters an F. Anderson (*Carnegie Corporation*) am 10.10.1953 (Durchschlag), in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 1, Folder: General Correspondence 1953.

42 Siehe bspw. G. R. Taylor, Undergraduate Programs in American Studies, in: *South Atlantic Bulletin*, 23 (1957) S. 1-4, S. 1.

43 Siehe dazu L. Harders, *American Studies* (wie Anm. 4), S. 165-194.

44 In ihrem Beitrag verweisen Matthias Berg und Martin Sabrow auf den im Historikerverband nach 1945 diskutierten, allerdings abschlägig beschiedenen Wunsch nach einer stärkeren elitären Abschließung, vgl. S. 14..

45 [„The American Studies Association is now...“], ohne Autor_in, ohne Datum (wahrscheinlich Dezember 1954), S. 1, in: LoC, Records of the ASA, MMC 3240, cont. 1, Folder: General Correspondence 1954-1955. Weiterhin wird erklärt: „By ‚qualified layman’ we mean lawyers, journalists, other professional groups, and all intelligent, educated persons not engaged in the teaching of American civilization on the college level.“

46 Ebenda, S. 1f.

47 L. D. Rubin an E. Waters am 31.05.1955, in: ebenda.

lässigen sollte, denn Laien brächten dringend benötigte Geldmittel mit.⁴⁸ Dieses strategische Argument war für den sich im Aufbau befindenden Verband zwar wichtig, aber einer breiten Mitgliederbasis wurde eine passive Rolle zugeordnet. Die Diskussion um das Selbstverständnis der ASA betraf Waters auch persönlich, weil er als einer der wenigen im Kreis der aktiven Protagonisten kein Hochschullehrer war.⁴⁹

Der Kern dieser wissenschaftspolitischen Debatten und Entscheidungen, wie bei ähnlichen Professionalisierungsprozessen in anderen Disziplinen, war die Durchsetzung verschiedener Modelle sozialer Beziehungen im akademischen Feld. In den Diskussionen wurde der Idealtyp des gebildeten Amateurs dem des Wissenschaftlers gegenübergestellt⁵⁰ (wobei beide männlich gedacht wurden). Diese Polarität, die sich in der Entwicklung moderner Wissenschaften wiederholt beobachten lässt, reifizierte die Vorstellung eines rationalen, männlichen (dabei zugleich weißen und christlichen) Wissenschaftlers und schloss die vielfältigen Formen des „Anderen“ aus, in diesem Fall Laien und Frauen.

Ein weiterer Aspekt dieses Konfliktes ist in der politischen Ausrichtung der ASA zu sehen. Die Befürworter einer nicht-elitären Organisation waren eher dem (links-) liberalen Spektrum zuzuordnen, die sich der *Cultural Front* in den 1930er und frühen 1940er Jahren zugehörig gefühlt hatten. So sah Bode in der Einbindung einer breiteren Öffentlichkeit in die Arbeit der ASA eine gesellschaftliche Aufgabe der *American Studies* und gleichzeitig einen politisch-moralischen Beistand für die Wissenschaft in Zeiten des Kalten Kriegs:

*[...] it remains true that the academic man fails to communicate with the man in the street as he should. He must, if we are to survive the McCarthys, the McCarrans, and the Reeves, with their gross distortions of truth. Here, through improved communication, American Studies can perform another service.*⁵¹

Bode, Waters und andere Vertreter einer populärwissenschaftlichen Vereinigung konnten sich nicht durchsetzen. Mit dem Ausbau der ASA sowie ihres Organs *American Quarterly* und den für unterschiedliche Zwecke in hoher Summe eingeworbenen Drittmitteln wurde spätestens zum Ende der 1950er Jahre deutlich, dass die ASA sich vornehmlich als wissenschaftlicher Berufsverband verstand, was 1958 schließlich mit der Aufnahme in den *American Council of Learned Societies* bestätigt wurde. Etwa zehn Jahre später waren schon über 80 Prozent der ASA-Mitglieder Hochschullehrer_innen.⁵²

48 E. Waters an L. D. Rubin am 10.06.1955 (Durchschlag), in: ebenda.

49 Ein ähnlicher Prozess lässt sich bei der Verbandszeitschrift *American Quarterly* beobachten: Sollten zunächst sowohl akademische wie nicht-akademische Autor_innen und Leser_innen angesprochen werden, wurde bald deutlich, dass sich die Publikation als Fachzeitschrift verstand und an ein wissenschaftliches Publikum wandte.

50 G. Graff, M. Warner, Introduction: The Origins of Literary Studies in America, in: dies. (Hg.), *The Origins of Literary Studies in America. A Documentary Anthology*, New York, London 1989, S. 1-14, S. 6ff.

51 C. Bode, Professor of English (wie Anm. 30), S. 127.

52 J. M. Ober, History of the ASA (wie Anm. 25), S. 113.

Professionalisierung und ihre Folgen

An der Gründung und Ausrichtung des Fachverbandes ASA lassen sich zwei zentrale Aspekte einer Disziplinengese verdeutlichen. Zum einen übernahm die wissenschaftliche Gesellschaft für das Fach *American Studies* die Funktion, das eigene disziplinäre Wissen zu repräsentieren und es auch für die Öffentlichkeit sicht- und sagbar zu machen.⁵³ Zum anderen führte die Disziplinierung und Professionalisierung zu einer Normierung nicht nur der Inhalte und Methoden, sondern auch der Akteur_innen. Männliche, weiße Professoren anerkannter Hochschulen (der Ostküste) versuchten eine hegemoniale Stellung im Feld zu erreichen, um Inhalte, Konzepte und Ressourcenverwendung zu bestimmen. Demgegenüber verloren Amerikanist_innen, die an kleineren Einrichtungen lehrten oder außeruniversitär tätig waren, zunehmend an Einfluss, obwohl sie ganz wesentlich am Aufbau des Faches beteiligt gewesen waren.

Nach dem Ende der großzügigen Förderung durch die *Carnegie Corporation* 1960 befand sich die ASA in einer finanziell kritischen Situation. Im Gegensatz zu den 1950er war es in den 1960er Jahren ungleich schwieriger, Drittmittel für einen Fachverband zu erhalten. Der politische Wandel, den die Bürgerrechts-, Studierenden- und Frauenbewegungen seit Mitte der 1960er Jahre anstießen, veränderte sowohl *American Studies* als auch die ASA. Die marginalisierten Gruppen im wissenschaftlichen Feld, also Studierende, Frauen und Schwarze brachten neue Inhalte und Fragestellungen ein.

Innerhalb des Fachverbandes forderten der *Radical Caucus* und das *Women's Committee* Ende der 1960er Jahre neue Themen und Inhalte sowie eine Veränderung der administrativen Strukturen. Dies betraf vor allem die Beteiligung und Sichtbarkeit der weiblichen Mitglieder auf der Bundesebene des Fachverbandes. Trotz des großen Anteils, den Amerikanistinnen an der Disziplinengese hatten, waren sie in der ASA und ihren Gremien bis auf wenige Ausnahmen kaum vertreten. So kam Margret Denny (*University of Rochester*) als Abgesandte ihrer Regionalgruppe 1953 in den Vorstand, Louise L. Wright (*Chicago Institute of International Education*) war 1952 Mitglied im *Committee on International Exchange of Persons and Ideas*, Mary C. Turpie (*University of Minnesota*) wirkte in dieser Zeit im *Committee on Bibliography* mit. Amerikanistinnen beteiligten sich aktiv an einigen Regionalgruppen, bspw. in der *ASA Metropolitan New York*,⁵⁴ aber nur wenige hatten Leitungsfunktionen auf regionaler Ebene inne.⁵⁵ Hinweise auf Amerikanistinnen habe ich in dem umfangreichen Bestand des Fachverbandes bis in die frühen 1970er Jahre fast vergeblich gesucht.⁵⁶ Insgesamt wurden Frauen in der ASA, die sich als ein Netzwerk von

53 Ich danke Christoph Cornelißen für diesen Hinweis sowie Matthias Berg und Martin Sabrow für ihre Anregungen.

54 Für die 1950er Jahren lassen sich in dieser Regionalgruppe 33 weibliche Mitglieder nachweisen. Siehe die Mitgliederlisten der *ASA Metropolitan New York*, in: LoC: Records of the ASA, 19,013, cont. 16 sowie L. Harders, *American Studies* (wie Anm. 4), S. 247-252.

55 Zwischen Mitte der 1960er und Anfang der 1970er Jahre wurden die Regionalgruppen zu 6 bis 10 Prozent von Frauen geleitet. Diese Zahl trifft wahrscheinlich auch für die vorhergehende Dekade zu. Siehe: B. E. Chmaj, *American Women and American Studies*, Pittsburgh 1971, S. 56.

56 Über die frauenfeindliche Haltung der ASA-Leitung in den 1950er Jahren hält Rebecca Lahr, die das Findbuch zum Bestand in der *Library of Congress* erstellte, fest: „Similarly, the infinite intra-office correspondence between

weißen, männlichen Amerikanisten etablierte, marginalisiert, so dass Anfang der 1970er Jahre nur jedes fünfte Mitglied weiblich war.⁵⁷ 1972 setzten Amerikanistinnen daher Resolutionen zur Frauenförderung durch,⁵⁸ die u. a. auf die Erhöhung des Frauenanteils in allen Gremien und in der Redaktion des *American Quarterly* zielten.⁵⁹ Trotzdem wurde erst 1984 mit Janice Radway eine Frau Herausgeberin des *American Quarterly* und 1986 mit Lois W. Banner eine Frau Präsidentin der ASA.

Die Kritik an der bisherigen Konzeption des Faches und seines Verbandes hatte eine Neuausrichtung zur Folge, in der *American Studies* – wie schon in den 1920er und 1930er Jahren – als der ideale Ort definiert wurde, neue Fragestellungen zu thematisieren. Das Fach und sein Verband widmeten sich im Laufe der 1970er Jahre vermehrt aktuellen sozialen, kulturellen und politischen Fragen und versuchten mit der *National American Studies Faculty* einen Transfer in die Öffentlichkeit zu gewährleisten.⁶⁰ Die Akteure sowohl der 1950er als auch der 1970er Jahre nutzten die ASA als eine „Stätte der Auseinandersetzung und des Kampfes [...], in dem es um die Bestimmung der Voraussetzungen und Kriterien der legitimen Zugehörigkeit und Hierarchie geht [...]“.⁶¹ Indem die verschiedenen Ensembles von Individuen „ihren Anspruch geltend machen, eben diese Kriterien zu legitimen Eigenschaften zu erheben, arbeiten sie an der Veränderung der Gesetzmäßigkeiten [...] und damit an der Erhöhung ihrer Profitchancen.“⁶²

males illustrates the narrow standards they held towards women during this time.“ R. Lahr, *American Studies Revealed: An Intern's Journey through the Archive of the American Studies Association*, in: *ASA Newsletter*, 36 (2008) 4, S. 24-25, S. 25.

57 B. E. Chmaj, *American Women* (wie Anm. 55), S. 56.

58 Siehe bspw. R. H. Walker an B. E. Chmaj am 26.10.1971 (Durchschlag) und R. H. Walker an den Vorstand der ASA am 16.12.1971 (Kopie), in: LoC: Records of the ASA, 19,013, cont. 45, Folder: Women's Commission – 1971.

59 L. Kerber, *Diversity and the Transformation of American Studies*, in: *American Quarterly*, 41 (1989) 3, S. 415-431, S. 422; B. E. Chmaj, *Image, Myth and Beyond. American Women and American Studies*, Pittsburgh 1972, S. 17ff. 1975 waren fünf von zwölf Mitgliedern in der Redaktion des *American Quarterly* Frauen (Nina Baym, Ann Douglas, Kathryn Kish Sklar, Anne F. Scott und Mary C. Turpie). 1982 kamen mit Kenny J. Williams und Henry L. Gates, Jr. zwei afroamerikanische Wissenschaftler in die Redaktion. Siehe dazu: L. Zenderland, *Constructing American Studies. Culture, Identity, and the Expansion of the Humanities*, in: D. A. Hollinger (Hg.), *The Humanities and the Dynamics of Inclusion since World War II*, Baltimore 2006, S. 273-313, S. 301ff.

60 M. Cowan, *American Studies. An Overview*, in: *Encyclopedia of American Studies* [Online] (2005), unter: <http://eas-ref.press.jhu.edu/view?aid=524c> (13.05.2015).

61 P. Bourdieu, *Homo Academicus* (wie Anm. 5), S. 45.

62 Ebenda.

LITERATURBERICHT

The Limits of a Success Story: Fair Trade and the History of Postcolonial Globalization¹

Peter van Dam

ABSTRACT

Die Geschichte des Fair Trade ist Gegenstand einer erregten Debatte mit unterschiedlichen Meinungen über die Ideale, Ziele und Verbündeten einer Bewegung, die in den letzten Jahren einen deutlich sichtbaren Erfolg erlebt hat. Die jüngere Geschichtsschreibung verändert das herkömmliche Narrativ von einem rezenten und plötzlichen Erfolg. Sie richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Beziehungen des Fair Trade zu einer breiteren Tradition des Konsumentenaktivismus, auf seine verschiedenen Mittel und Ziele und auf die Netzwerke, in denen er wirksam wird. Ein Überblick über die neuere Historiographie zeigt, dass die Geschichte des Fair Trade durch eine Verlagerung der Betonung weg von der angeblichen Wasserscheide der Bewegung in den späten 1980er Jahren auf ein sachlicheres und nuancierteres Bild wertvolle Einblicke in den postkolonialen Aspekt der Nachkriegsglobalisierung erbringt. Indem Fair Trade als Versuch gedeutet wird, zu einer postkolonialen Weltordnung zu gelangen, gestattet die Geschichte des Fair Trade-Aktivismus einen einzigartigen Blick darauf, wie „postkoloniale Globalisierung“ Gestalt annahm.

1. Introduction

- 1 The author would like to thank Matthew Anderson, Valerio Verrea and Ruben Quaas for making manuscripts of as of yet unpublished work available for this review. Matthew Anderson will publish a revised version of his dissertation as: *A History of Fair Trade in Contemporary Britain: From Civil Society Campaigns to Corporate Compliance* with Palgrave MacMillan in 2015, whereas Quaas' dissertation *Fair Trade: Eine global-lokale Geschichte am Beispiel des Kaffees* has recently appeared at Böhlau Verlag. Insightful comments on earlier versions of this text by Wouter van Dis, Bram Mellink and Keir Plance were much appreciated.

Fair trade is a hot topic. As sales figures for fair trade products have continued to rise through the recent economic crisis, a broad audience is interested in the historic roots of this currently successful movement.² The history of fair trade can also be termed 'hot', because it is very much caught up in the present. It is not the object of cooled off, detached attempts to analyze it, but the battleground for heated debates about the future of the movement.³ The spirited fair trade movement is as divided as ever over defining its ideals, goals and potential allies, and as a result, interpretations of its history have been caught up in these divisions. In particular, history is invoked to claim the remarkable success of fair trade since the late 1980s, which is then either greeted as a remarkable breakthrough or depreciated as the cause of the demise of purer forms of fair trade activism.

The emerging historiography on fair trade has challenged this notion of a watershed in fair trade history during the 1980s. In reviewing recent research on fair trade history, I will argue that these challenges provide an opportunity to reconsider the historical relevance of fair trade. Regarded as an attempt by citizens across the globe to arrive at a postcolonial world order, fair trade history provides a unique window on what I will call 'postcolonial globalization'. Older traditions of consumer and development activism were reinterpreted within this postcolonial framework, which extends into our present day and age. Before outlining this promising perspective, I will explore the limits of fair trade's success story.

2. Fair Trade: Developing a Story of Success

Fair trade activism emerged during the postwar years as a reaction to global economic inequality. As decolonization and a shared critique of Northern economic dominance forged a shared sense of identity among countries in Asia, Africa and South-America, they channeled their attempts at reform through international governing bodies such as the United Nations.⁴ The resulting negotiations under the auspices of organizations such as the United Nations Conference on Trade and Development (UNCTAD) also drew the attention of the public in the North. The insistent pleas for a restructuring of the global market by the spokespeople of the Third World and the frustration over the lack of progress achieved through these negotiations provided decisive sparks to light the fire of fair trade activism in Western European countries. Initiatives to reform the global marketplace were especially taken up among groups which were concerned with issues of global development since the 1950s. Activists promoted fair trade locally, nationally and

2 Fairtrade International, *Strong Producers, Strong Future: Annual Report 2013-14*, Bonn 2014; J.-M. Krier, *Fair Trade 2007: New Facts and Figures from an Ongoing Success Story. A Report on Fair Trade in 33 Consumer Countries*, Culemborg 2008.

3 C. Lorenz, "Hete geschiedenis": over de temperatuur van de contemporaine Duitse geschiedenis, in: *Tijdschrift voor geschiedenis* 120 (2007) 1, pp. 4–19.

4 S. Kunkel, *Zwischen Globalisierung, Internationalen Organisationen und "global governance". Eine kurze Geschichte des Nord-Süd-Konflikts in den 1960er und 1970er Jahren*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 60 (2012) 4, pp. 555–577.

internationally by selling products to provide financial aid and to raise awareness among citizens, through boycotts and informational campaigns, and by lobbying politicians and pressuring companies. Recently, the quick expansion of fair trade sales through 'mainstream' outlets has especially drawn the attention of both scholars and a wider public. Most publications concerning fair trade history are situated right at the borders of historiography. Next to retrospective works by members of the movement⁵, the movement has predominantly drawn the attention of social scientists. Their works roughly divide into two categories.⁶ On the one hand, a growing number of studies are concerned with measuring the effectivity of fair trade.⁷ Such studies can be regarded as a sub-branch of impact studies on the practices development, which have come to flourish in recent years.⁸ By and large, they conclude that fair trade does make a difference in the lives of producers, albeit oftentimes only a small one. Moreover, they point to the limitations of the system, which often leads to producers selling only part of their yields through the fair trade system.⁹ However valuable such studies are in noticing the strengths and shortcomings of current practices, their attempts to avoid debates about the morality of different forms of co-operation are misleading. By substituting the a priori question concerning proper relations between trading partners or between those providing and receiving aid for the post hoc question concerning which practice has proven most effective, this approach all too readily suggests that 'if it works, it's good'.¹⁰ Thus, it sidesteps debates about the morality of different approaches to development while implicitly de-

- 5 F. van der Hoff/N. Roozen, *Fair trade: het verhaal achter Max Havelaar-koffie, Oké-bananen en Kuyichi-jeans*, Amsterdam 2001; M. Kocken, *Sixty Years of Fair Trade. A Brief History of the Fair Trade Movement*, 2006 (<http://www.european-fair-trade-association.org/efta/Doc/History.pdf>, accessed November 20, 2014); J. van der Stelt, *Since 59: 50 jaar Fair Trade Original*, Culemborg 2009; H. Lamb, *Fighting the Banana Wars and Other Fairtrade Battles: how we Took on the Corporate Giants to Change the World*, London 2008; F. Eshuis/J. Harmsen, *Handel onder voorwaarden: 15 jaar koffie met Max Havelaar Keurmerk*, Utrecht 2003; Stichting Max Havelaar, *18 jaar Max Havelaar: Fairtrade labelling wordt volwassen*, Utrecht 2007; J. Harmsen, *25 jaar Fairtrade Max Havelaar: Van koffie tot nu*, Utrecht 2013; J. Harmsen/B. Meindertsma, *25 jaar Fairtrade Max Havelaar: Bananen met toekomst*, Utrecht 2013.
- 6 Cf. V. Verrea, *The Fair Trade Innovation: Tensions Between Ethical Behaviour and Profit*, unpublished dissertation, University of Leipzig, 2014, p. 14.
- 7 Cf. P. Hoebink et al., *The Impact of Coffee Certification on Smallholder Farmers in Kenya, Uganda and Ethiopia*, Nijmegen 2014; R. Ruben/R. Fort, *The Impact of Fair Trade Certification for Coffee Farmers in Peru*, in: *World Development* 40 (2012) 3, pp. 570-582; R. Ruben/S. Verkaart, *Comparing Fair and Responsible Coffee Standards in East Africa*, in: B. Helmsing/S. Vellema eds., *Value chains, Social Inclusion and Economic Development: Contrasting Theories and Realities*, London 2011, pp. 61-81; V. Nelson/A. Martin/J. Ewert, *What Difference Can They Make? Assessing the Social Impact of Corporate Codes of Practice*, in: *Development in Practice* 15 (2005) 3-4, pp. 539-45; J. Valkila/A. Nygren, *Impacts of Fair Trade Certification on Coffee Farmers, Cooperatives, and Laborers in Nicaragua*, in: *Agriculture and Human Values* 27 (2009) 3, pp. 321-33; A. Ohnmacht, *Fair Trade and Poverty Alleviation: A Critical Analysis on the Impact of Fair Trade Networks*, Aachen 2007. Cf. D. Reed/B. Thomson/I. Hussey/J.-F. LeMay, *Developing a Normatively Grounded Research Agenda for Fair Trade: Examining the Case of Canada*, in: *Journal of Business Ethics* 92 (2010), pp. 151-79.
- 8 A. V. Banerjee/E. Duflo, *Poor Economics: Barefoot Hedge-fund Managers, Diy Doctors and the Surprising Truth About Life on Less Than \$1 a Day*, London 2012.
- 9 Cf. J. Harmsen: *25 jaar Fairtrade Max Havelaar* (see note 5), pp. 43-50; J. Harmsen/B. Meindertsma, *25 jaar Fairtrade Max Havelaar* (see note 5), pp. 46-72.
- 10 P. van Dam/W. van Dis, *Beyond the Merchant and the Clergyman: Assessing Moral Claims About Development Cooperation*, in: *Third World Quarterly* 35 (2014) 9, pp. 1636-1655.

fining 'good' development above all in terms of economic impact within the countries which receive aid.

On the other hand, a host of studies on fair trade are concerned with recent developments in the ideas and practices of the movement. Such studies above all chart the rise of fair trade certification, the model which has spurred the recent surges in the turnover of fair trade products. Although partly retrospective, this type of studies is at least as much concerned with the future of fair trade.¹¹ In their analyses, these scholars by and large agree that attempts to remake fair trade as a mainstream phenomenon since the 1980s were successful. At the same time, they are often critical of this approach, pointing to the limits of this kind of 'market-driven justice'.¹² By selling small amounts of fair trade products, large companies may attempt to co-opt the ethical claims of the movement without committing themselves to them.¹³ Consumers may choose to buy fair trade products not because they support the ideal of a more equal global marketplace, but simply to distinguish themselves as 'good' people through consuming 'good' products.¹⁴ By looking to the marketplace for social justice, the market may also be given too much credit: to what extent can and should buying fair trade be a substitute for national and international market regulations?¹⁵

Many scholars concerned with recent developments within the movement provide a cursory overview of the history of fair trade. What relevance do they ascribe to the history of fair trade? First, the recent history above all of certification has been detailed in order for scholars to make sense of the current array of organizations and approaches in the field of fair trade.¹⁶ Second, the history of the movement is invoked to illustrate the fact that radical and more moderate groups have co-sponsored initiatives for fair trade. Present-day difference over the question of the viability of mainstreaming fair trade are traced back to a dual origin of the movement in groups promoting religious charity and activists promoting solidarity with Third World countries. Both groups, such accounts suggest, resorted to trading products from the global South, but with different intentions. Whereas solidarity activists wanted to support struggles for liberation and even a

11 Cf. G. Fridell, *Fair Trade Coffee: the Prospects and Pitfalls of Market-driven Social Justice*, Toronto 2007; idem, *Alternative Trade: Legacies for the Future*, Winnipeg 2013; B. Granville / J. Dine, *The Processes and Practices of Fair Trade: Trust, Ethics and Governance*, Abingdon 2012; M. Hudson / I. Hudson / M. Fridell, *Fair Trade, Sustainability and Social Change*, Houndmills 2013; D. Jaffee, *Brewing Justice: Fair Trade Coffee, Sustainability, and Survival*, Berkeley 2007.

12 M. Hudson / I. Hudson / M. Fridell, *Fair trade, Sustainability and Social Change* (see note 11), pp. 60–68.

13 D. Jaffee, *Weak Coffee: Certification and Co-Optation in the Fair Trade Movement*, in: *Social Problems* 59 (2012) 1, p. 94–116.

14 G. Fridell, *Fair-Trade Coffee and Commodity Fetishism: The Limits of Market-Driven Social Justice*, in: *Historical Materialism* 15 (2007) 4, pp. 79–104; K. Wheeler, *Fair trade and the Citizen-consumer: Shopping for Justice?*, Basingstoke 2012.

15 G. Fridell: *Alternative Trade* (see note 11).

16 E. Bennett, *A Short History of Fairtrade Certification Governance*, in: B. Granville / J. Dine, *The Processes and Practices of Fair Trade* (see note 11), pp. 53–78.

global overthrow of capitalism, those promoting charity sold produce to provide people in more dire circumstances with means to support themselves.¹⁷

A third reason why many authors allude to history is to highlight the break in the development of the movement which purportedly occurred during the late 1980s. Scholars have often accentuated this break by speaking of a transition from 'alternative trade' to 'fair trade' during these years. The introduction of product certification is regarded as the principal cause for this transition.¹⁸ This practice allowed companies outside the fair trade movement to sell individual products labeled as 'fair'. The 'brilliant idea' first conceived by the initiators of *Max Havelaar*-coffee in 1988 is seen to have led to a fundamental transformation of the movement itself and of its social position: the movement started to focus on selling products on a large scale and in due course even collaborated with many large retail companies it formerly regarded as its enemies, such as Walmart and Ahold. Fair trade moved from the fringes to the mainstream.¹⁹

Several authors have presented a more nuanced view of the history of fair trade, which represents the history of fair trade as a succession of 'waves'.²⁰ During the first wave, which lasted from the early postwar years until the 1960s, charitable organizations in the United States and in Great Britain attempted to sell handcrafted products made by German refugees, Puerto Rican women and other underprivileged groups in order to improve their living conditions. In the second half of the 1960s, a second wave took off. Groups promoting alternative trade set up organizations to import goods from developing countries. At the same time, a network of world shops and similar initiatives where people could buy these imported goods and learn about the injustices of the global trading system came into existence throughout the global North.

The advent of a third wave is marked by the introduction of labeling and certification, initiated by the *Max Havelaar*-initiative in 1988. Similar attempts, such as CaféDirect in Great Britain, soon appeared. The practices of labeling and product certification soon spread throughout Europe and the United States. During this third wave, the new-found opportunities were predominantly used by organizations sympathetic to the fair trade movement. The fourth wave, which began around the turn of the century, has been characterized by the consolidation of the popularity of fair trade and the attempts of large companies to make a profit from its success by introducing fair trade products as part of a broader range of products targeting specific groups of consumers.

17 D. Jaffee, *Brewing Justice* (see note 11), p. 12; J. Bowes ed., *The Fair Trade Revolution*, London 2011, pp. 3–4; M. von Hauff/K. Claus, *Fair Trade: ein Konzept nachhaltigen Handels*, Konstanz 2012, pp. 86–89; C. Gendron/V. Bisaillon/A. I. Otero Rance, *The Institutionalization of Fair Trade: More than Just a Degraded Form of Social Action*, in: *Journal of Business Ethics* 86 (2008), pp. 64–66.

18 D. Jaffee, *Brewing justice* (see note 11), p. 13; C. Gendron/V. Bisaillon/A. I. Otero Rance: *The Institutionalization of Fair Trade* (see note 17), pp. 66–67; E. Bennett, *A Short History of Fairtrade Certification Governance* (see note 16), pp. 47–49; M. Hudson/I. Hudson/M. Fridell, *Fair Trade, Sustainability and Social Change* (see note 11), pp. 36–37.

19 J. Bowes, *The Fair Trade Revolution* (see note 17), p. 4.

20 A. Nicholls/C. Opal, *Fair trade. Market-driven Ethical Consumption*, London 2005, pp. 19–20; M. von Hauff/K. Claus, *Fair Trade* (see note 17), pp. 86–92; K. Wheeler, *Fair Trade and the Citizen-consumer* (see note 14), pp. 36–40.

Regarding fair trade history as a succession of waves has enabled a more nuanced view, but retains the crucial characteristics of its cruder companions: the notion of a 'watershed' in fair trade history during the late 1980s and the linear depiction of a movement slowly moving from the fringes towards the mainstream, becoming ever more successful on its way there.

3. Behind the Success Story: Insights from Fair Trade Historiography

Slowly but surely, the history of fair trade has also started to draw attention among historians. Their research cautiously raises several questions about the popular narratives of fair trade history. These questions primarily concern the relation of fair trade to a broader tradition of consumer activism, the development of the means and ends of the fair trade movement, and the networks of people and ideas in which the movement operated. Taken together, these historical analyses of fair trade present its history as a series of more or less continuous transformations rather than a history marked by a watershed during the late 1980s.

The recent historiographical interest in the history of consumption has provided an important impulse for a reevaluation of fair trade history. Fair trade can be regarded as one of many initiatives of citizens contesting the morals of their society through consumption. Drawing above all on the work of Karl Polanyi, many histories of fair trade recount the rise of amoral modern markets, which subsequently have to be morally reclaimed by social movements such as the fair trade movement. Scholars such as Frank Trentmann have pointed out that this perspective fails to take into account the ongoing struggle over the morals of consumption, which presumably goes along with any form of consumption from ancient times up to the present.²¹ Instead of regarding fair trade as a new phenomenon, Trentmann proposes to regard it as a variety of consumer activism. He has particularly highlighted the interwar campaigns to 'Buy empire goods' in Britain and the attempts stemming from the 1930s to address food security as a global problem which had to be solved through international organizations as immediate precursors to the fair trade movement.²²

Similarly, the analysis of consumer activism by Lawrence Glickman invites a view of fair trade activism as a specific instance of a broader tradition of consumer activism, which he distinguishes from the consumer movement: the latter takes consumers as its explicit object, whereas consumer activism uses consumption as a means to express political positions, therewith regarding consumers as agents of change.²³ According to Glickman, citizens have used consumption as a means to express long-distance solidarity at least

21 F. Trentmann, *The Long History of Contemporary Consumer Society: Chronologies, Practices, and Politics in Modern Europe*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 49 (2009), pp. 107–128.

22 F. Trentmann, *Before "Fair Trade": Empire, Free Trade, and the Moral Economies of Food in the Modern World*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 25 (2007) 6, pp. 1079–1102.

23 L. B. Glickman, *Buying Power: a History of Consumer Activism in America*, Chicago 2009, p. xii.

since the 18th century. Different episodes of consumer activism have not usually been regarded as instances of a longer tradition, because they served a wide range of political goals. As a result, the activists did not develop a 'memory of shared political activism', instead regarding their individual struggles as singular attempts at achieving their goals through consumer actions. They can be seen to be united by 'a vision of the consumer as a potentially robust political actor, whose power extended as far as the factories, distributors, and stores (as well as the people that owned and worked in these facilities) producing and selling the goods he or she bought.'²⁴ Comparing the statutes of the influential fair trade organization Transfair to the statutes of the German consumers' league drafted a hundred years earlier, Harald Homann and Verena Ott have also found a shared focus on the perceived injustices accompanying the production of consumer goods, as well as similar strategies and a common, predominantly bourgeois, audience.²⁵

Regarding fair trade as a variety of consumer activism also calls attention to a second corrective recent historiography has to offer to prevailing accounts of fair trade history. Following the common linear narrative of the growing – if ambivalent – success of fair trade, the focus has been almost exclusively on the attempts to sell ever more products to an ever wider audience. These activities have indeed been very successful since the 1980s, but the range of means which have been employed to further the cause of the movement has historically been much broader than just selling products: drawing the attention of the media, lobbying politicians, confronting the public in the streets with rallies or manifestations, pressuring businesses through boycotts or 'shaming' campaigns. Moreover, the goals connected to attempts to sell products have differed considerably. Finally, the scope of fair trade activism has constantly alternated between attempts to reach a broad public and activities self-consciously restricted to alternative niches.²⁶

Strategies such as testing and labelling products have been a common feature of consumer activism. For example, the National Consumers League whitelisted companies which provided good working conditions for their employees around the turn of the 19th century.²⁷ Discouraging consumers to buy certain goods was an equally common strategy both within consumer activism and throughout the history of the fair trade movement.²⁸ British activists during the 1970s made note of the working-conditions on tea plantations from which several British companies obtained their tea.²⁹ In similar

24 Ibidem, pp. 1–26, citation p. 5.

25 H. Homann/V. Ott, *Das Europa der Konsumenten: Konsumkultur, Konsumentenmoral und Kulturkritik um 1900 und 2000*, in: Themenportal Europäische Geschichte, 2013 (<http://www.europa.clio-online.de/2013/Article=575>, accessed October 4, 2013). Cf. G.M. König, *Konsumkultur: inszenierte Warenwelt um 1900*, Wien 2009.

26 V. Verrea, *The Fair Trade Innovation* (see note 6).

27 K. Kish Sklar, *The Consumers' White Label Campaign of the National Consumers' League, 1898–1918*, in: S. Strasser / C. McGovern / M. Judt eds., *Getting and Spending: American and European Consumption in the Twentieth Century*, New York 1998, pp. 17–35.

28 L. B. Glickman, *Buying Power* (see note 23), pp. 303–305.

29 M. Anderson, "Cost of a Cup of Tea": Fair Trade and the British Co-operative Movement, c. 1960–2000, in: L. Black / N. Robertson eds., *Consumerism and the Co-operative Movement in Modern British History: Taking Stock*, Manchester 2009, pp. 243–244.

fashion the Clean Clothes Campaign has devised 'shaming'-campaigns which expose the exploitive practices of large clothing companies since the 1980s through international media campaigns, but also through manifestations in front of local stores of targeted companies.³⁰

These examples point towards the different strategies, as well as to the array of ends, which have been pursued by fair trade activists. Regarding the goals of selling products, struggles occurred constantly over whether to regard products exclusively as symbols that might draw attention to unfair trading conditions, or whether sales in themselves were also a viable goal, because producers would benefit from them. Konrad Kuhn has demonstrated how the Swiss *Organisation Schweiz-Dritte Welt OS3* during the 1970s and 1980s opted to import only products that had 'political value', meaning that they could be used to inform the buying public in Switzerland about the disadvantageous structure of world trade regarding developing countries. At the same time, this approach alienated several potential partners, which wanted to focus on selling products for the benefit of producers, regardless of their educational potential.³¹ Such considerations also shaped international alliances: the Protestant and Catholic West-German youth groups which were mounting a fair trade campaign preferred to co-operate with the Dutch importing organization *SOS Wereldhandel* instead of the British Oxfam, because SOS supported the political approach to selling products pioneered by Dutch world shops.³²

Apart from the reasons why activists sell fair trade products, consumers also have a mind of their own when deciding to buy these products. The historiography concerning consumer activism reminds us that consumption and the expression of political sentiments have often gone hand in hand. Social movements such as the civil rights movement, the women's movement and environmental activists have all underlined their political claims by developing specific practices of consumption which serve to distinguish members of the movement from others, but also might be used to voice support for the political positions represented by these products.³³ Seen as such, the notion of a shift in activism from politics towards the market is not as straightforward as it is often presented in the history of fair trade.³⁴ Buying fair trade products is an incidental act for some consumers, whereas to others it is a constant priority. As research by Kathryn Wheeler has pointed out, many fair trade supporters regard buying fair trade products as only a small part of their commitment: informing others about the problems of the global trading system, encouraging people to buy fair trade or discouraging them to buy certain other products,

30 P. B., Making Political Consumers: The Tactical Action Repertoire of a Campaign for Clean Clothes, in: *Social Movement Studies* 9 (2010) 3, pp. 311–329.

31 K. Kuhn, "Handelsförderung ist notwendig und problematisch zugleich". Die Entstehung des fairen Handels als neue Handels- und Unternehmensform, in: H. J. Gilomen ed., *Dienstleistungen. Expansion und Transformation des "Dritten Sektors"* (15.-20. Jahrhundert), Zürich 2007, pp. 107–124.

32 R. Quaas, Selling Coffee to Raise Awareness for Development Policy. The Emerging Fair Trade Market in Western Germany in the 1970s, in: *Historical Social Research* 36 (2011) 3, pp. 164–181.

33 L. B. Glickman, *Buying Power* (see note 23), pp. 270–273.

34 Cf. G. Fridell, *Fair Trade Coffee* (see note 11).

organizing local coalitions in order to obtain the designation of Fair Trade Town' for their municipality – all these paths are regularly chosen by fair trade supporters.³⁵

A third corrective recent historiography has to offer concerns the importance of what takes place outside the marketplace. Fair trade activism has often resorted to means other than selling products. For example, in 1975 several Dutch world shop groups hosted a campaign which displayed packets of cane sugar next to packets of beet sugar to highlight the different retailing prices of the two. Shoppers displaying an interest were engaged in conversations which were not intended to sell them the sugar. Instead, they were meant to encourage citizens to reflect on the disadvantages the European tariff policies caused to sugar producers in developing countries and on how the capitalist structure of the sugar trade similarly oppressed European beet sugar farmers. The campaign thus aimed to underline the need for people all over the world to liberate themselves from capitalism.³⁶

Campaigns by fair trade activists made extensive use of informing the public by distributing flyers and brochures, by staging local protest events, and by devising national protest rallies. Different settings provided different opportunities to promote fair trade. In Switzerland, the possibility of enforcing referenda on issues related to fair trade was an important incentive for the mobilization of a fair trade movement.³⁷ Conversely, in Great Britain the Charity Commission severely restricted the possibilities for organizations concerned with development to engage the public in discussions of political dimensions of global inequality.³⁸

The coalitions which the fair trade movement brought about were equally important. Historical analyses have long pointed out the broader network of people and ideas in which fair trade operated. Particularly, the close ties between fair trade and development have received considerable attention. Since the 1960s, the fair trade movement has been closely connected to other organizations concerned with development. Early contemporaries regularly presented the fair trade movement as part of a 'Third World movement'.³⁹ Ever since, it has not been uncommon to find elaborate descriptions of fair trade initiatives in studies on the history of Third World movements.⁴⁰ Many debates about the direction fair trade should take were closely tied to wider debates about trajectories of development. For example, Konrad Kuhn has stressed how theories of dependency were an important catalyst for fair trade activism during the 1970s. The demise of this per-

35 K. Wheeler, *Fair Trade and the Citizen-consumer* (see note 14).

36 M. Goos/W. van het Hekke, *Wereldwinkels en producten: theorie & praktijk*, Utrecht 1977.

37 K. Kuhn, *Entwicklungspolitische Solidarität: die Dritte-Welt-Bewegung in der Schweiz zwischen Kritik und Politik (1975–1992)*, Zürich 2011, p. 417.

38 M. Anderson, *The British Fair Trade Movement, 1960–2000: a New Form of Global Citizenship?*, Dissertation, University of Birmingham, 2008, chapter 2.

39 J. Miltenburg, *Van morele verontwaardiging ... tot anti-imperialisme. Aanzet tot een analyse van de derde wereld beweging in Nederland*, Amsterdam 1975, pp. 36–63.

40 H. Beerends, *Tegen de draad in: een beknopte geschiedenis van de (derde)wereldbeweging*, Amsterdam 2013; H. Beerends/M. Broere, *De bewogen beweging: een halve eeuw mondiale solidariteit*, Amsterdam 2004; H. Beerends, *De Derde Wereldbeweging: geschiedenis en toekomst*, Den Haag 1992; K. Kuhn, *Entwicklungspolitische Solidarität* (see note 37); C. Olejniczak, *Die Dritte-Welt-Bewegung in Deutschland: konzeptionelle und organisatorische Strukturmerkmale einer neuen sozialen Bewegung*, Wiesbaden 1999.

spective during the 1980s had a centrifugal effect on fair trade groups in Switzerland.⁴¹ This relation between fair trade and the Third World movement has lost some of its prominence in recent years. There appear to be two main reasons for this development. On the one hand, the movement was gradually eclipsed over the last twenty-five years, as the concept of a 'Third World' itself lost its appeal.⁴² Secondly, the successful professionalization of fair trade initiatives and the focus of many publications on its aim of selling products turned attention away from fair trade as a social movement.

There is reason for welcoming the shift of focus away from regarding fair trade activism as part of a broader Third World movement. The suggestion of a Third World movement as a new and largely autonomous movement was always misleading. It should not be disregarded as a marker of identity for groups of activists during the 1970s and 1980s, which identified themselves and potential allies through the notion of the Third World. It is nonetheless of limited use as an analytical concept for analyzing fair trade history. Like the concept of 'new social movements', which is often accompanying it, the focus on a Third World movement precludes the longer traditions within which these movements were situated and the crucial importance of the coalitions they forged with other institutions, both 'new' and 'old', both directly concerned with development and oriented towards other goals.⁴³ For example, fair trade activism has had strong and influential ties to 'old' institutions such as churches, trade unions and political parties. Successful formations of broad alliances between old and new institutions are among the more striking aspects of impactful postwar social movements such as the fair trade and the 'green' movement.

The shift away from narratives deriving from the historiography of the Third World movement also provides an opportunity to address the alleged division between charity-minded Christian activists and radical secular groups, which has been a prominent feature in analyses of the Third World movement and the fair trade movement alike. In the Netherlands, initiatives by secular humanists to sell handicrafts on behalf of Southern producers at the end of the 1970s were far more moderate than the anti-capitalist campaigns devised by the ecumenical groups such as Sjaloom and Solidaridad during the 1970s and early 1980s.⁴⁴ Second, in many cases, it is not all that easy to draw a line between Christian and secular activists. On the contrary, the successful cooperation between activists from diverse denominational and ideological backgrounds within the movement for fair trade has been one of its more striking features.⁴⁵ Sebastian Tripp

41 K. Kuhn, *Entwicklungspolitische Solidarität* (see note 37), pp. 417–419.

42 M. Berger, *After the Third World? History, Destiny and the Fate of Third Worldism*, in: *Third World Quarterly* 25 (2004) 1, pp. 9–39.

43 P. van Dam, "Een stukje ellende in uw eigen wereldje". Solidariteit met de derde wereld in de Nederlandse vakbeweging, in: P. van Dam/B. Mellink/J. Turpijn eds., *Onbehagen in de polder: Nederland in conflict sinds 1795*, Amsterdam 2014, pp. 231–252.

44 F. Bieckmann/E. Lammers, *Hivos! 1968–2008: een onvoltooide geschiedenis van hulp naar andersglobalisme*, Amsterdam 2008.

45 P. van Dam, *Handel im Tempel? Fair trade und Kirchen in den Niederlanden seit 1945*, in: W. Damberg/T. Jähnichen eds., *Neue Soziale Bewegungen als Herausforderung sozialkirchlichen Handelns*, Stuttgart 2015, pp. 279–296.

has pointed out the importance of a shift towards the ‘world church’ as the framework in which local and national churches should situate themselves for the rise of many fair trade groups.⁴⁶ The continuity between attempts to confront hunger on a global scale which arose in the context of the League of Nations and the United Nations during the 1930s and 1940s and later initiatives for fair trade also demonstrate that fair trade activism has not just been a variety of development activism.⁴⁷

The networks and alliances in which fair trade activists operated appear have been much more fluid and changeable than is suggested by an alignment of fair trade with the Third World movement. Ruben Quaas has pointed out how the integration of fair trade within the West-German alternative *Milieu* during the 1980s at first broadened the support for fair trade initiatives and paved the way for a successful combination of developmental and ecological concerns in fair trade initiatives since the latter half of the 1980s.⁴⁸ By gaining distance from the perspective of fair trade as a Third World movement, depictions of a break in fair trade history around the end of the 1980s are fruitfully questioned once more. For example, Valerio Verrea has made clear that groups promoting alternative trade with partners in the global South have continued their activities throughout the 1990s and 2000s.⁴⁹ Conversely, Matthew Anderson has also called attention to alliances within the North which did not materialize, even though they appeared likely. For example, relations between fair trade activists and the co-operative movement and trade unions were awkward in Great Britain, even though members of these movements acknowledged overlapping goals.⁵⁰

Similarly, attempts to make an impact through reaching a broad audience were by no means typical only of the late 1980s or of the dissolution of an earlier, more radical version of the movement. Activists have targeted a large public with varying success since the 1960s. Early attempts at reforming the structure of world trade, such as the cane sugar campaign which was set up in the Netherlands in 1968 to address the disadvantages farmers in developing countries experienced because of European trade restrictions and subsidies.⁵¹ This campaign was explicitly aimed at the Dutch public at large, which it reached through newspapers, radio and television covering its activities. It also made extensive use of publications which were specifically developed for the campaign. Attempts to establish this campaign on a European level during the early 1970s speak to

46 S. Tripp, *Die Weltkirche vor Ort. Die Globalisierung der Kirchen und die Entstehung christlicher "Dritte-Welt"-Gruppen*, in: *Soziale Strukturen und Semantiken des Religiösen im Wandel: Transformationen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1989*, Essen 2011, pp. 123–136; idem, *Das Programm zur Bekämpfung des Rassismus und die "Glokalisierung" der Kirchen*, in: K. Kunter/A. Schilling eds., *Globalisierung der Kirchen: der Ökumenische Rat der Kirchen und die Entdeckung der Dritten Welt in den 1960er und 1970er Jahren*, Göttingen 2014, pp. 297–312.

47 F. Trentmann, *Before "Fair Trade"* (see note 22), pp. 1088–1089. Cf. G. Sluga, *Internationalism in the Age of Nationalism*, Philadelphia 2013; M. Mazower, *Governing the World: the History of an Idea*, New York 2012.

48 R. Quaas, *Fairer Handel und Kaffee: eine global-lokale Verflechtungsgeschichte*, Dissertation, University of Bielefeld, 2013, Chapter 4.

49 V. Verrea, *The Fair Trade Innovation* (see note 6).

50 M. Anderson, *The British Fair Trade Movement* (see note 38), chapters 1 & 4.

51 P. Reckman, *Riet: Het verhaal van de suiker*, Baarn 1969.

the ambitious perspective on the potential audience for fair trade among its proponents during this era.⁵² The attempts by the Dutch importer of fair trade goods SOS in the early 1970s to expand its operations to cover Western Europe entirely also speak to the large ambitions and considerable successes during the early days of fair trade history.⁵³ Taken together, these insights from fair trade historiography invalidate histories recounting the success story of fair trade resulting from a sudden transformation at the end of the 1990s or as a succession of waves during each of which the movement expanded. Surely, if the success of fair trade is measured merely in economic terms of sales, it is tempting to regard the late 1980s as a watershed and to dismiss earlier instances of fair trade as a pre-history of mostly marginal initiatives. Looking beyond sales figures, however, the 1980s did not bring about a watershed, but rather saw new ideas and strategies evolving much as they had in earlier years. On the one hand, new attempts to engage a broad public did not put an end to existing practices of alternative trade. The palette of activities employed by the movement has continued to include a host of activities other than selling products. The impressive sales figures easily draw the attention of observers away from the continued relevance of attempts to raise awareness about economic injustice, boycotts, shaming campaigns and political lobbying, as well as from new initiatives such as the private-public partnerships for fair trade forged through the 'fair trade towns'-campaign.

On the other hand, attempts to reach the mainstream during the latter half of the 1980s were closely connected to earlier attempts to reach a broad public, which had in some instances also been highly impactful. They grew out of forms of co-operation which had been forged since the late 1970s, such as the relationship between promoters of fair trade and ecological approaches. The evolution of the fair trade movement during the 1980s closely resembles the trajectory of organizations such as *Médicins sans Frontières*, which according to Eleanor Davey developed a more pragmatic and professional, less overtly ideological approach, without giving up on public engagement for moral causes.⁵⁴

The causes for this shift – which are still very much debated – include the disenchantment with radical politics at home and with the actual achievements of leftist 'distant paradises' abroad. Actors from the global South also played a crucial role: they stressed the need to move beyond symbolic actions by addressing acute problems through practical measures. The relationships between partners from the South and the North which had become closer since the late 1960s thus provided an important spark for the reorientation of many initiatives for transnational solidarity. In the case of fair trade, for some

52 X-Y Working Group, Towards Internationalised Development Action: Report, The Hague 1971.

53 P. Arnold, "Went v'r jet dunt dan dunt v'r jot!" De geschiedenis van de Kerkraadse Stichting Steun Onderontwikkelde Streken, later S.O.S. Wereldhandel, 1959–1986, in: Studies over de sociaal-economische geschiedenis van Limburg 46 (2001), pp. 2–43.

54 E. Davey, Beyond the 'French Doctors': The Evolution and Interpretation of Humanitarian Action in France, HPG Working Paper, Humanitarian Policy Group, London 2012; idem., French Adventures in Solidarity: Revolutionary Tourists and Radical Humanitarians, in: European Review of History/Revue européenne d'histoire 21 (2014) 4, pp. 577–595.

groups a more pragmatic and professional approach entailed a reorientation in means, if usually not in ideas – selling more coffee during the 1980s could just as well be undertaken in support the revolutionary Nicaraguan government as it could be employed to support co-operatives of small farmers. The pragmatic approach led to a broadening of the repertoire to include selling products through regular retailing channels such as supermarkets, thus providing a broader audience with an opportunity to participate.

The limits of the recent success story of fair trade thus come into view. Many factors contributing to the rising sales figures were not the result of new strategies within the movement, but instead caused by changes outside of it. The drive for professionalization and mainstreaming within the movement came along gradually and was just one shift in a series of transformations. Before fair trade took a pragmatic turn during the 1980s, a focus on ‘liberation’ abroad and at home had replaced the aim of restructuring of the global market through international politics around the beginning of the 1970s.⁵⁵ During the 1990s, the focus on small producers would notably increase. The history of the fair trade is better understood as a series of transformations than as a history of two parts divided by a single dividing line between a marginal existence and a success which is predominantly defined through sales figures.

The linear success story ignores the ups and downs which have marked the history of fair trade and tends to idealize the movement’s past.⁵⁶ As Matthew Anderson has recently pointed out, such idealizations tend to underplay the positives of the present and the negatives of the past. For example, it underplays the commercial approach of many fair trade activists during the 1960s and 1970s, whilst overemphasizing the recent importance of mainstreaming.⁵⁷ In locating a shift from radical to mainstream strategies during the 1980s, it all too readily mirrors the demise of the hopes of activists who regarded the Third World as a locus of global transformation.⁵⁸ It thus largely ignores the different approaches towards the issue of fair trade among activists.⁵⁹ The success story finally ignores past fair trade activism which did not have similarly spectacular results. It is by examining campaigns that failed, however, that we can better understand the reasons for the successes of other initiatives. Such failed alternatives might also provide useful impulses for current debates.

55 Cf. K. O’Sullivan, *The Search for Justice: NGOs in Britain and Ireland and the New International Economic Order, 1968-82*, in: *Humanity* 6 (2015) 1, pp. 173–187.

56 M. Anderson, *NGOs and Fair Trade: the Social Movement Behind the Label*, in: N. Crowson/M. Hilton/J. McKay eds., *NGOs in Contemporary Britain. Non-state Actors in Society and Politics since 1945*, Basingstoke 2009, pp. 222–241.

57 M. Anderson, *Fair Trade: Partners in Development? A Reassessment of Trading Partnerships within the Fair Trade Model*, in: J. Dine/B. Granville: *The Processes and Practices of Fair Trade* (see note 11), pp. 79–95.

58 M. Berger, *After the Third World?* (see note 42); K. Kuhn, *Entwicklungspolitische Solidarität* (see note 37), pp. 417–418.

59 L. T. Reynolds/M. A. Long, *Fair / alternative trade: historical and empirical dimensions*, in: L. T. Reynolds/D. Murray/J. Wilkinson eds., *Fair Trade: The Challenges of Transforming Globalization*, London 2007, pp. 15–32.

4. Contesting Postcolonial Globalization

The rich image emerging from the historiography discussed above goes beyond the ‘hot’ debates about fair trade history, which have presented a one-sided account of this history by focusing on the story of unparalleled commercial success since the 1980s and the viability of mainstreaming. Recent historiography challenges the common notion that the movement is unique in its ideas, strategies and means. This historical contextualization of fair trade therefore challenges us to rethink what distinguishes it from other forms of transnational activism and to find a framework which unites the wide variety of networks, ideas and initiatives around the notion of ‘fair trade’ since the 1960s.

The identification as a Third World movement, as *wereldwinkel*, *Eine-Welt-Laden* or *Magasin du Monde* points towards a characteristic of fair trade activism which may serve as a point of departure. As David Kuchenbuch has pointed out, the 1960s saw the rise of a specific moral view of daily life, which centered around regarding the world as interdependent and therefore pleaded to consider individual decisions in the light of their effects on ‘the world’.⁶⁰ In this vein, fair trade activists not just operated within an increasingly interconnected world. With their actions, they were explicitly addressing the issue of global interconnectedness especially between the North and the South. In arguing that Northern consumers, companies and governments should consider their actions in relation to global development, they specifically contested a postcolonial world order. Their asserted connection between a view of a ‘moral economy’ of North-South-relations to daily life in the North can be regarded a novel element, which has been continually present in fair trade activism.⁶¹

Views of global development could take many different forms, ranging from the idea that equal access to global markets would suffice to even out current inequalities between North and South, to attempts to realize a globally governed division of labor, or to pleas to support autonomous development beyond global capitalism. The demise of Third Worldism from this perspective did not end the attempts to challenge postcolonial globalization around 1989. Attempts to sell fair trade products through mainstream channels were argued for by pointing towards the larger difference which increased sales could make for producers in the global South. Recent attempts to ‘bring the moral charge home’ by demanding fair trade for producers in European countries have put pressure on the exclusive link between fair trade and development, just as attempts to link fair trade to a struggle for liberation in the lives of world shop members caused uneasiness during the 1970s and 1980s. Nevertheless, the critique of a North-South-divide in the global distribution of wealth continues to be an essential underpinning of the arguments presented by fair trade activists.

60 D. Kuchenbuch, “Eine Welt”. Globales Interdependenzbewusstsein und die Moralisierung des Alltags in den 1970er und 1980er Jahren, in: *Geschichte und Gesellschaft* 38 (2012) 1, pp. 158–184.

61 Cf. G. Fridell, *Fair Trade Coffee* (see note 11), pp. 277–286.

Fair trade can be regarded postcolonial first because it occurred in an era shaped directly and indirectly by decolonization. The calls to reform the structure of the global market were carried above all by countries from the global South, who explicitly framed their attempts at reform as initiatives – such as the United Nations Conferences on Trade and Development (UNCTAD) since 1964 – to overcome the legacy of colonialism. As Giuliano Garavini has pointed out regarding the motives behind European economic cooperation, institutions such as the European tariffs with which these initiatives took issue were partly the result of attempts to account for the effects of decolonization.⁶²

Second, fair trade activism in the global North can be examined as a postcolonial phenomenon, because it was reacting to initiatives from the global South, such as the UNCTAD-conferences and the critique of global capitalism formulated by voices from the Third World. Thus, the agency of actors from the global South comes into focus, just as its limits – which became apparent in the failure of achieving reforms through platforms such as UNCTAD – were an important force behind the attempts to publicize the issue within the Northern countries themselves. Lastly, taking up Bill Schwarz's notion of postcoloniality, fair trade can be regarded as an initiative which challenged existing notions of morality by linking notions of citizenship to the perspective of global development and by giving a voice to groups challenging those in power by mobilizing the public behind alternative views of a global moral economy.⁶³ Moreover, Northern activists took their cue from their Southern partners in framing their challenge as an attempt to overcome a colonial order. In some instances, the colonial legacy was directly linked to the colonial past of the country in which the activists were located. In other instances, activists presented the global economic structures which they challenged as the result of a continuation of colonial exploitation.

Fair trade history can thus be connected to a developing body of work which highlights the importance of decolonization and the postcolonial condition for post-war history. It creates a stimulating relation between insights about postcolonial history and the historiography of globalization.⁶⁴ One does not need to go as far as to claim that postcoloniality was the single most influential phenomenon in postwar history in order to recognize it as one of its defining and often overlooked features.⁶⁵ Postcolonial globalization provides a fitting framework to analyze the postwar relations between North and South. Matthew

62 G. Garavini, *The Colonies Strike Back: The Impact of the Third World on Western Europe, 1968–1975*, in: *Contemporary European History* 16 (2007) 3, pp. 299–319.

63 B. Schwarz, *Actually Existing Postcolonialism*, in: *Radical Philosophy* (2000) 104, pp. 16–24.

64 R. Krishnaswamy, *Postcolonial and Globalization Studies: Connections, Conflicts, Complicities*, in: R. Krishnaswamy / J. C. Hawley eds., *The Postcolonial and the Global*, Minneapolis 2008, pp. 2–21; S. Sassen, *The Many Scales of the Global: Implications for Theory and for Politics*, in: *ibidem*, pp. 82–93; T. D'haen, *The "Ends" of Postcolonialism*, in: E. Boehmer / S. de Mul eds., *The Postcolonial Low Countries: Literature, Colonialism, and Multiculturalism*, Lanham 2012, pp. 59–72.

65 R. J. C. Young, *The Postcolonial Condition*, in: D. Stone ed., *The Oxford Handbook of Postwar European History*, Oxford 2012, pp. 600–612; S. Howe, *Internal Decolonization? British Politics since Thatcher as Post-colonial Trauma*, in: *Twentieth Century British History* 14 (2003) 3, pp. 286–304; *idem*, *When – if Ever – Did Empire End? Recent Studies of Imperialism and Decolonization*, in: *Journal of Contemporary History* 40 (2005) 3, pp. 585–599.

Anderson's analysis of 'partnership' within the fair trade movement point out that the tensions surrounding the relationship between actors in North and South were not just present where 'aid' was provided by the North. Although actors in the South provided both the products and the legitimization for fair trade activism, members of the movement were constantly at odds about how and how much they should determine the course of action.⁶⁶

However, postcolonial globalization also shaped the relations within the South and North themselves. Regarding the South, the history of fair trade points to ways in which decolonization invited postcolonial states to present themselves as nation-states and to co-operate in order to gain influence within the international community and thus address issues of global inequality.⁶⁷ In shaping postcolonial globalization, the South converged around the notion of the nation-state and attempts to co-operate as a separate block in global politics. Such attempts could also prove divisive, as the politics of oil since the 1970s proved on the international level, just as successful relations with Northern partners in the course of fair trade initiatives could create new disparities in individual regions.

Regarding postcolonial globalization in the North, the history of fair trade suggests that a postcolonial perspective is relevant beyond the lives of migrants from former colonies.⁶⁸ The ways in which Northern states conducted global politics and in which the European project was directed also took shape within a world explicitly and implicitly shaped by postcolonial conditions.⁶⁹ Closer to home, fair trade history shows how postcolonial globalization challenged the ways in which people thought about their responsibilities as citizens and as consumers, shaped critiques of the moral economy and drove attempts to make governments and companies accept a newly defined global economic responsibility.⁷⁰ The relevance of postcoloniality for such a wide array of issues within and between South and North thus invites us to explore the perspective of postcolonial globalization for postwar history. To this end, the history of fair trade provides a highly stimulating point of entry.

66 M. Anderson, *Fair Trade: Partners in Development?* (see note 57).

67 J. D. Kelly/M. Kaplan, *Nation and Decolonization: Toward a New Anthropology of Nationalism*, in: *Anthropological Theory* 1 (2001) 4, pp. 419–437; V. Prashad, *The Darker Nations. A People's History of the Third World*, New York 2007.

68 G. Oostindie, *Postkoloniaal Nederland: vijftig jaar vergeten, herdenken, verdringen*, Amsterdam 2010; C. Laarman, *Oude onbekenden: het politieke en publieke debat over postkoloniale migranten in Nederland, 1945–2005*, Hilversum 2013; Cf. E. Boehmer/S. de Mul, *The postcolonial Low Countries* (see note 64).

69 G. Garavini, *After Empires: European Integration, Decolonization, and the Challenge from the Global South, 1957–1985*, Oxford 2012; O. A. Westad, *The Global Cold War. Third World Interventions and the Making of Our Times*, Cambridge 2005.

70 T. Burke, *Unexpected Subversions. Modern Colonialism, Globalization, and Commodity Culture*, in: F. Trentmann ed., *The Oxford Handbook of the History of Consumption*, Oxford 2012, pp. 467–484.

FORUM

The Diffusion of Useful and Reliable Knowledge over the centuries of the Great Divergence: Comparative Case Study of Urban Water Supply in Early Modern England and Tokugawa Japan

Mina Ishizu / Simona Valeriani¹

RESÜMEE

Dieser Aufsatz untersucht Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Herausbildung und Diffusion von Wissen zwischen Japan und Europa vom späten 16. Jh. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts anhand einer Fallstudie zur städtischen Wasserversorgung, welche sich mit Hilfe von Kenntnissen aus benachbarten Feldern wie Bewässerungstechnik, Flussregulierung, Bergbau und Schifffahrt entwickelte. Die Analyse fokussiert auf dicht besiedelte Städte in wirtschaftlich fortgeschrittenen Regionen und vergleicht Edo (das heutige Tokio) mit London. Zunächst schildern wir die Wasserversorgungsprobleme, die im 17. Jh. beide Städte charakterisierten, und welche Lösungen erarbeitet wurden. Der zweite Teil des Aufsatzes ist den Ähnlichkeiten und Unterschieden in der Entwicklung von theoretischem und praktischem Wissen und Kompetenzen in den untersuchten Regionen gewidmet. Der dritte Teil beschreibt die unterschiedlichen Pfade, auf denen sich theoretisches hydrologisches Wissen in Japan und Europa entwickelte. Wir schließen mit der Beobachtung, dass, obwohl beide Regionen Fortschritte in der städtischen Wasserversorgung verzeichneten, Europa effizientere und effektivere Institutionen für die Kreation und systematische Diffusion von ‚nützlichem Wissen‘ schuf.

1 The research leading to this article was undertaken in the framework of the ‘Useful and Reliable Knowledge of the East and the West’ research project at the London School of Economics and Political Science. The research received generous funding from the European Research Council under the European Union’s Seventh Framework Programme (FP7/2–7-2013) / ERC grant agreement No. 230326. Some part of the research activity was supported by the Great Britain Sasakawa Foundation Small Grant.

1. Introduction

This essay examines the similarities and contrasts in the accumulation and diffusion of knowledge on urban water control in Japan and Europe between c. 1590 and 1850. Knowledge of urban water supply developed by borrowing and applying the skills and knowledge accumulated in related fields, such as irrigation, river control, mining and navigation. This analysis focuses on densely populated cities in economically advanced regions, comparing Edo (today's Tokyo), in Japan, and London. Although the knowledge and skills involved in the management of urban water systems in the two localities were in many respects comparable during the seventeenth and eighteenth centuries, the developments in the following century diverged markedly. This article examines the accumulation and diffusion of artisanal 'how-to' type knowledge and its amalgamation with natural philosophers' 'what is' type knowledge. This approach is most often associated with Joel Mokyr's thesis on how eighteenth-century British social and cultural institutions promoted innovations by marrying propositional and prescriptive knowledge.² Karel Davids used the same approach in a comparative case study of river hydrology considering China and Japan. He demonstrated that the more diversified knowledge production systems in Europe (particularly northern Italy and the Netherlands) were more favourable and receptive to new cognitive paradigms concerned with 'theories and regularities' in hydrology than were the more centralized and unified institutions of the Chinese empire.³ By comparing European urban water control with Tokugawa Japan (1603–1867), the present paper also aims to provide a balanced foundation from which to evaluate the similarities and contrasts in the development of useful and reliable knowledge in Europe and East Asia.

The opening section of this article outlines the problems of urban water supply with which Edo and London had to cope and how people in these cities attempted to solve these problems. The next section analyses the similarities and differences in the development of 'how-to' skills and knowledge in the regions under discussion, while the third section highlights the divergence in the development of propositional knowledge of hydrology between Japan and Europe. We conclude that, although both regions developed prescriptive knowledge, during the centuries under discussion, Europe was establishing more efficient and effective institutions for the creation and systematic diffusion of useful knowledge.

2. Growing Demand

In the seventeenth century, both Japan and many regions in Europe were experiencing rapid urban population growth. Urbanisation began in Japan in the late-sixteenth

2 J. Mokyr, *The Gifts of Athena: Historical Origins of the Knowledge Economy*, Princeton 2002.

3 K. Davids, *River Control and the Evolution of Knowledge: A Comparison between Regions in China and Europe, c. 1400–1850*, in: *Journal of Global History*, 1 (2006) 1, pp. 59–79.

century when many castle towns were built by local warlords (*daimyō*) and market towns emerged as hubs of commerce and trade. As the locus of the Tokugawa shogunate (1603–1867), Edo rose from its humble origin as a small bay town, to become the country's political and bureaucratic capital, with a peak population of slightly fewer than one million by the early-eighteenth century. England is one of the north-western European countries that experienced rapid urbanization during the same period as Japan. Her largest city, London, saw its population rise from 250,000 in 1600 to 740,000 in 1760, reaching one million in 1801. In Edo as well as London, this rapid growth in urban households soon began to pose constraints on the existing small-scale systems of sourcing drinking water from wells and fountains. Edo's earlier piped waterworks, for instance, supplied fresh water only to the Tokugawa castle and high ranking samurai elite residences, leaving the mass of commoner residences dependent on insufficient water supply from fountains. London sourced its water mainly from the Thames and from relatively small springs in the vicinity of the city, through a system of conduits⁴. London and Edo were facing comparable challenges during the late-sixteenth and early-seventeenth centuries and both embarked on large engineering projects. Canals were constructed that exploited natural watercourses to bring water from springs and rivers into the cities and distribute it through pipes to households. London's New River project was completed in 1613 while Edo's Kanda River water system was initiated in the 1590s and the larger Tama River system in 1653.

3. The provision of water in cities

The expansion of Edo and its infrastructural improvement properly began after the first military general (*shōgun*) Tokugawa Ieyasu (1543–1616) declared Edo the political and administrative capital in 1603. By 1609 it consisted of the Shogun's Castle, *daimyō* residences, and the quarters of merchants and craftsmen. The Tokugawa Castle was located on a hillside surrounded by *daimyō* residences (some of which were later relocated to newly created man-made islands), whereas the quarters for commoners occupied the south and east of the city. Like many other early modern castle towns across Japan, Edo was built on rivers and along a bay in order to take advantage of waterborne transport arteries. In 1603 the Tokugawa government landfilled the river mouth area to extend the eastern part of the city. This posed serious problems for supplies of drinking water in large areas of the city except for the Castle and some *daimyō* residences.⁵ The problems became particularly acute in the eastern parts of the city where the wells were contami-

4 D. Lewis, For the poor to drink and the rich to dress their meat: the first London water conduit, in: *Transactions of the London and Middlesex Archaeological Society*, 55 (2004), pp. 39-68 and H. W. Dickinson, *Water Supply of Greater London*, London 1954.

5 These were supplied by the small scale Kanda Waterworks which was built in the 1590s. J. Hatano, 'Edo's water supply', in: J. L. McClain / J. M. Merriman / K. Ugawa (eds), *Edo and Paris: urban life and state in the early modern era*, Connecticut 1997, pp. 234-247, here p. 235.

nated with salty water. At the beginning of the seventeenth century Edo lacked a stable supply of drinking water except in the western parts of the city where a number of fountains and wells produced 'sweet' water which was traded commercially.⁶

The Kanda Waterworks was built in the 1590s to provide water to the Castle and some daimyō residences before flowing into the commoners' quarter, north of River Kyobashi. However, it did not supply the south and west of the city; to deal with these areas, the Tamagawa Waterworks was completed in 1653. This waterworks had three main pipelines which provided water to a much wider area of the city: the Castle, the daimyō residences and the commoners' quarter to the south and west of the River Kyobashi. By the middle of the seventeenth century the supply of water to commoners had become a more important concern. After the construction of the Tamagawa Waterworks, four additional but smaller waterworks were constructed, providing water to the newly developed residential areas. However, all of these smaller waterworks were demolished in the early-eighteenth century.⁷

The main technological problems faced by those constructing Edo's waterworks concerned the calculation of gradients.⁸ Edo included many hills and valleys, and its water system was designed to exploit natural flows of water down slopes from the highest point in the west to the lowest point at the outlet to the Bay, an altitude of about two–three metres. The beginning of the Kanda Waterworks in Ochanomizu was at an altitude of about five–six metres, while that of the Tamagawa Waterworks was at about 34m, at Yotsuya Gate, so the latter could supply water across the city.⁹ Originally, the water flowed along simple ditches, but from the middle of the seventeenth century, these were replaced first by wooden and then by stone pipes. Generally, hill top residences could use the water supplied from the fountains as well as the pipes, while residents in low lands and newly filled lands depended solely on the supplies from pipes because of the problem of saltwater mixing with purer underground water. Advancements in techniques for digging wells occurred in the mid-eighteenth century, and this enabled the construction of deeper wells, particularly in the commoners' quarter, and as a result these parts of Edo became less reliant on pipes.

During the late-sixteenth century the need for a more efficient water supply system was increasingly felt in London, where for centuries water had been taken manually from the Thames, as well as conveyed from springs and streams in the vicinity of the city through a system of conduits. A project to build a 'New River' to channel water from springs in surrounding counties into the city of London was proposed in 1602 by Edmund Colthurst, a gentleman from Bath. In 1609, leadership of the project was taken on by

6 K. Ito, *Edo Josui no Rekishi*, Tokyo 1996, chapter 1.

7 About the abolition of the four waterworks, see for example, *Ibid.*, pp.101–131.

8 'Josui-ki', the manuscript about the technical and management aspects of the Tamagawa waterworks, was written in 1790, a century and a half after the construction had been completed. For the study of Josui-ki, see for example K. Kanki, *Tamagawa Josui no Edo shichu ni okeru Kouzou to Kinou ni kansuru Kisoteki Kenkyu*, in: *Doboku-shi Kenkyu*, 13 (1993), pp. 177–191:

9 *Ibid.*, p. 177.

Hugh Middleton, an entrepreneur of Welsh origins, based in London.¹⁰ The New River was finally completed under Middleton in 1613.¹¹ The system derived its water from the ‘springs of Chadwell and Amwell’ and from the River Lea.¹² It flowed to a round pond at New River Head on Islington Hill, where a water house was built.¹³ The reservoir (subsequently greatly enlarged) served to store water, ensuring a steady supply to the pipes and allowing sediments to settle. The water was transported from the pond into the city of London through wooden mains pipes, to which single households were connected by brass ferrules and small lead pipes.

Technical challenges posed by the construction of the New River were mostly of two kinds. Firstly, it was important to find the optimum route that would allow for a reliable flow despite the limited difference of altitude between the spring and the city (which resulted in an average gradient of around eight cm/km). Secondly, raised structures were required to take the water across brooks and valleys. These were built at two different points along the route: at Salmon’s Brook (at Bush Hill near Edmonton) and at Hackney Brook. A further technical difficulty, which was greatly underestimated at the time, concerned setting up the system of pipes. This aspect of the project does not seem to have been discussed and nobody with relevant knowhow was involved in the project. The greatest problem was dealing with ‘altitudes’ in different parts of the city, which were not taken into account when the pipes were standardised at a diameter of 0.5”. Pressure in the pipes was frequently insufficient and by the beginning of the eighteenth century it had become apparent that parts of the city in the catchment area of the New River Company could not be supplied effectively with water. At this point discussions took place in order to decide if the introduction of pumps might solve the problem.¹⁴

In contrast to London, Edo enjoyed constant flows of large amounts of water and the outlets for excess water played an important role in the system. The military government constructed two ring moats around its Castle into which excess water was poured from both the Kanda and the Tamagawa waterworks. Surplus water also flowed into a huge reservoir at Akasaka. The Tamagawa Waterworks had fifteen outlets flowing into the moats, the reservoir, and the ponds across the city. Only 15% of the water was used for drinking and other domestic usages in daimyō residences, where water also played an

10 Middleton (1560–1631) was the son of Richard Myddleton (c. 1508–1575), Member of Parliament for Denbigh 1542. He became a member of the goldsmith guild in London and had a successful career. But he also had a number of other financial interests including cloth trade mining, to which we will come back later in the article. He was member of parliament (1603–28) and was made baronet in 1622. His brother Thomas (1550–1631) was alderman and sheriff of London (from 1603) and later became mayor of London (1613). *Encyclopædia Britannica* Online Library Edition, s.v. “Myddelton, Sir Hugh, 1st Baronet,” accessed February 18, 2013.

11 R. Ward, *London’s New River*, London 2003. and B. Rudden, *The New River. A Legal History*, Oxford 1985.

12 Which caused disputes with the towns using the river as a waterway; see R. Ward, *New River* (fn 11), pp. 47–48.

13 The water house served as home for a keeper of the New River and as a counting house. It also contained a reservoir in the basement, in which water coming from the pond was conveyed to the main pipes.

14 See, for example, the opinion expressed by Christopher Wren on the subject. C. Wren, *Thoughts of Sir Christopher Wren concerning the distribution of the New River Water...*, in: *The Gentlemen’s Magazine*, 1753, pp. 114–6 (text probably written in 1702, see R. Ward, *New River* (fn 11), p. 235).

important decorative role in the gardens.¹⁵ As much as 75% of water provided to daimyō residences poured out as excess after flowing through the ornamental ponds in the gardens.¹⁶ In contrast, ornamental water was rarely present in London but it was a significant element in representations of power and wealth in other European cities. Rome in particular had a market for the water supplied by aqueducts which had flowed through fountains owned by noble families and this reinforced social hierarchies.¹⁷

Edo's excess water was employed to maintain the quality of water in the Castle moats. Approximately every sixteen days, the outer moat filled up causing water to flow into the Bay at the eastern end of the city, flushing Edo's large moats free from sewage and debris of all kinds.¹⁸ Kanki has estimated that the total water capacity of Edo's waterworks had the potential to supply a 1.7 million populace,¹⁹ suggesting that it was probably sufficient to cover the city's entire population, which only reached one million at most during this period. However, this is a crude estimate and, in reality, large amounts of water flowed into the fountains of the daimyō residences, while multiple usages of water also need to be taken into account. All the daimyō residences were well supplied with water, although from the mid-eighteenth century some ceased using water from the pipes and preferred to use the newly developed, deeper wells. Some parts of the commoners' residential areas in Fukagawa (eastern Edo) never received water from pipes and their inhabitants purchased water from vendors.

In London, the provision of fresh water spread relatively slowly through the city and, by 1616, three years after the completion of the New River, only forty households were connected. By 1619, this number rose to 1500, but still represented less than 3% of the population.²⁰ With improvements in the delivery capability of the New River system, and the development of a number of private water companies during the eighteenth century, the number of connected households increased dramatically. By 1800, over 80,000 customers were being supplied²¹ and, although it is difficult to estimate accurately, it appears that approximately three-quarters of the city's population were supplied with water.²² Nevertheless, some areas of the metropolis did not have water delivered into

15 H. Goto, *Edo no jouge-sui to hori*, in: *Edo iseki kenkyu-kai* (eds), *Edo no Josuido to Gesuido*, Tokyo 2011, pp.10-40 here p. 36.

16 Ibid, pp. 35-36.

17 W. Rinne, *Water: the currency of cardinals in Late Renaissance Rome*, in: A. Calzona/D. Lamberini (eds), *La civiltà delle acque: tra Medioevo e Rinascimento*, Firenze 2010, pp. 367-87. It is well known that in some cases water was circulated in cities (and since the middle ages in monasteries) according to a "hierarchy of uses" from those requiring the purest possible water (e.g. drinking) to those where cleanliness was not paramount (e.g. water as a power source for mills, other industrial usages). This does not seem the case in Edo and in Rome, where the users "down the chain" depended on the received water for all their needs.

18 H. Goto (fn 15), p. 39. This observation is based on an early-20th century remark.

19 K. Kanki/T. Watanabe, *Edo suido no kiso-teki kenkyu*, in: *Nihon doboku-shi kenkyu-kai* (eds), *Nihon Doboku-shi Kenkyu Happyo Ronbun-shu*, Tokyo 1998, pp. 274-281, here p. 279.

20 These numbers do not take into account the households supplied by the London Bridge water works which, in any case, were very few at this time.

21 R. Ward, *New River* (fn 11), p. 161.

22 This percentage takes into account the customers of the several water companies active in London at the time. One of the difficulties in producing an estimate derives from the fact that the average number of people per

their houses until late in the nineteenth century, and water was taken from the mains to the households by hand.²³ Thus, a figure of about half of the population having water delivered into their houses by around 1800 seems a reliable estimate.²⁴

4. Similarities and contrasts in the development of prescriptive knowledge on urban water control

Provided that ecological and environmental conditions are reasonably similar, we can assume that expert knowledge of 'how to' control and manage water would move freely between states, cities, regions or countries facing similar problems. Possible obstacles to the diffusion of knowledge include states or guilds that may choose to protect and monopolise knowledge by prohibiting experts from migrating out of their jurisdictions.²⁵ State protectionism over useful and reliable knowledge is more likely to be seen amongst 'competing states' than in empires. Early modern Japan and Europe were indeed 'competing states' and the knowledge concerning warfare and territorial security, including the skills for constructing moats to protect the castle and market towns, and for providing water into those towns, bore military and economic importance.

After a century and a half of warfare amongst territorial warlords (*daimyō*) – the so-called Warring States era (1493–1590) – Japan witnessed unrest and destruction coming to an end with the unification, in 1590, under Toyotomi Hideyoshi (1537–1598), reinforced in 1603 under the first Tokugawa shōgun, Ieyasu. The cessation of warfare marked the beginning of a steady increase in agricultural production, and systematic investment in social and economic infrastructures, which led to a period of economic growth under the Tokugawa government. *Daimyō* lords were keen on such investments because each of the 270 *daimyō* had his own fiscal policy over his territory, independent from that of the Tokugawa shōgunate government. Thus, the country was a 'compound state', com-

household in the period was not constant across the city, particularly variations in the number of apprentices and / or servants belonging to the household varied. The average size was around 5.5 persons. See the Project "Families, households and housing in London, 1550–1720", IHR, <http://www.history.ac.uk/cmh/pip/pip.html> (retrieved in May 2015). In reality the percentages of the population estimated here represent a minimum as more than one household could share one contract, but it is clear that the proportion of citizens connected was at that time still relatively low.

23 In Hampstead, for example, water was still carried in buckets to single households as late as 1851 (J. Timbs, *Curiosities of London*, London [1855] 1867, p. 610). For the different 'stages' in the development of urban water supply through the centuries in Europe see A. Guillerme, *The Age of Water. The Urban Environment in the North of France, A.D. 300–1800*, Texas 1983.

24 We are grateful to Dr. Carry van Lieshout for providing us with these estimates. see also her dissertation 'London's Changing Waterscapes – the management of water in eighteenth-century London,' submitted at King's College London in 2012 and available on line at https://kclpure.kcl.ac.uk/portal/files/32139633/2013_Van_Lieshout_Carry_0430811_thesis.pdf (retrieved in May 2015).

25 For an overview of the role of guilds in fostering or limiting knowledge flow see S. R. Epstein, *Craft Guilds, Apprenticeships, and Technological Change in Pre-industrial Europe*, in: *Journal of Economic History*, 58 (1998), 3, pp. 684–713 and S. R. Epstein / M. Prak (eds.), *Guilds, Innovation and the European Economy, 1400–1800*, Cambridge 2008.

posed of autonomous economic and political units. Daimyō not only used hydrology techniques for military purposes, such as moat building, they also initiated large-scale irrigation and river control projects to improve agricultural productivity and to protect paddy fields from flood damage. When the country was unified and peace was resumed, many daimyōs began investing in land reclamation projects to expand arable lands. Furthermore, in daimyō territories such as Kai and San'in, where underground mineral sources were abundant, mining became a major source of income and hydraulic skills became highly valued in this context. Daimyōs such as Takeda Shingen (1521–1573) and Kato Kiyomasa (1561–1611) were renowned for giving their patronage to experts in hydraulics. They recruited the skilled experts as their feudal retainers and sometimes restricted their travel in order to monopolize their knowledge and skills.²⁶ Takeda's territory of Kai was located in mountainous land with fast river flows that caused flood damage to rice cultivation; he solved this problem by building embankments and re-diverting rivers away from the paddy fields, using expert knowledge and skills. Kai's economy grew further through the exploitation of the territory's rich gold and silver resources. Thus, skills and knowledge of river control, irrigation and mining were accumulated and retained under the patronage of lords such as Takeda, who prioritised these economically advantageous infrastructure projects. It was during times of peace under the Tokugawa reign (when useful investments in public services for the population were not destroyed by warfare or crowded out by military expenditures) that the accumulated knowledge of various hydraulic fields crystallised in urban waterworks projects.

In early modern Japan, skills and knowledge concerning water control were accumulated, retained and transmitted through family lineages. A lineage, or 'ryū', to use the Japanese word, was an important institution for learning and transmitting knowledge, and multigenerational lineages were common in Japan, where many occupations were hereditary. Lineages functioned for several centuries, training descendants, passing on secrets and producing institutional memory over generations. An elite occupational lineage might gain the patronage of the shogun or a local daimyō and establish for itself an important place in society. To sustain vitality, lineages were commonly perpetuated through adoption. A successor other than a biological heir, often a favoured student, could be chosen to inherit the lineage headship. Amongst many lineages, the Ina-ryū, Izawa-ryū and Kishū-ryū were celebrated for their hydrologic knowledge. A good example of such knowledge transmission is the lineage of Ina. Its founder, Tadatsugu, is considered to have acquired his hydraulic skills in river control, irrigation and bridge construction through service to Lord Takeda in the Kai region. After the dissolution of the lordship of the Takeda clan, Tadatsugu was recruited by Ieyasu as a special retainer and later appointed as the Regional Governor of Kantō (the area in which Edo was situated), where he was put in charge of various engineering and construction projects for the newly established Tokugawa government. The third head of the Ina lineage, Tadaharu,

26 S. Yajima/ M. Sekino (eds), *Nihon Kagaku Gijutsu-shi*, Tokyo 1962, pp. 633–635.

and his son, Tadakatsu, oversaw the construction of Edo's Tamagawa River Waterworks as the government's Magistrates in the 1650s. It is clear that water experts' accumulated knowledge of other branches of hydrology, passed down through the Ina lineage, came to fruition in their later waterworks projects. The Ina lineage lasted eight generations as an influential source of hydrology and engineering knowledge in the Kantō region, and the head of the lineage occupied the hereditary position of Regional Governor until 1792.²⁷ It appears that other lineages of hydraulic knowledge may also have accumulated water control skills and knowledge, then served the local daimyōs who invested in the construction of urban waterworks for castle towns across the country, in the same period as the Ina lineage did. Most of the 43 urban waterworks in Japanese cities and towns were constructed during the final decade of the sixteenth century and the beginning of the seventeenth century.²⁸

In many cases in Europe, knowledge related to water control was transmitted over generations through a more open apprenticeship system. In German speaking countries, where the construction of urban water systems was in the hands of 'hydrology-masters', this office was often hereditary, passed down through generations in the same families. Life expectancy was low in the early modern era and cities struggled to find a stable supply of well-trained people, so experts were brought in from other cities. There are several examples of experts being prevented from leaving cities without the consent of local authorities, particularly in times of war, when such knowledge was regarded as a military secret. After periods of war or financial difficulties, masters travelled to other cities to study new techniques.²⁹

In general, despite some protectionism, ideas and technical knowledge related to water travelled easily across Europe. Knowledge was often developed, accumulated and diffused across neighbouring fields, such as mining, drainage, surveying and garden architecture (including grotto, fountain and automata design). Such knowledge grew commonplace in central Europe from the fifteenth century onwards and became available to towns dealing with problems of water control.³⁰

Many innovations relevant for hydraulic purposes originated in the field of mining. A major example is the reversible waterwheel, which allowed to lift water from a depth of over 200m, compared to older methods that could not deal with depths exceeding 70m. Such wheels began to appear in the 1470s in association with the technician Georg Thurzo, who was active in mines in Slovakia.³¹ In time such pumps became more common and were widely used for multiple purposes. In the fifteenth and sixteenth centuries

27 For the lineages of water control, M. Ishizaki, *Ina Ichizoku to Izawa Yasobei*, in: Y. Yasojima (ed.) *Shin-taiki Doboku Kougaku*, Tokyo 1994, pp. 93-110.

28 J. Hatano (fn 5), p. 241.

29 A. Hoffmann, *Zum Stand der städtischen Wasserversorgung in Mitteleuropa vor dem dreißigjährigen Krieg*, in *Frontinus Gesellschaft (Hrsg.), Die Wasserversorgung in der Renaissancezeit, Geschichte der Wasserversorgung Bd. 5*, Mainz 2000, pp. 99-144, here particularly p. 110.

30 *Ibid.*, p. 117-118.

31 P. Braunstein, *Innovations in mining and metal production in Europe in the late Middle Ages*, in: *Journal of European Economic History*, 12 (1983) 3, pp. 573-91, pp. 584-85.

mining expertise was concentrated within the German speaking communities of central Europe, which produced several manuals and books on the subject including the famous texts by Georgius Agricola.³² In the late 1560s, the English mining industry depended entirely on expertise imported from the Erzgebirge (today's Germany). The banking firm of Haug, Langnauer and Company, from Augsburg (which owned successful copper mines), was asked by the English joint-stock company Mines Royal to provide the know-how (miners and managers) to work copper mines in Cumbria, and was allocated one third of the company's twenty four shares.³³ Knowledge was freely 'traded' and there was no protectionist intervention on the part of the state.³⁴

In many respects, and particularly as regards pumps, urban water systems and mining are strongly related to drainage, another branch of technical knowledge that was shared relatively easily across Europe. In this context it is worth noting that Hugh Middleton, one of the main actors in the construction of the New River waterworks in London (1609–1613), was also involved in mining³⁵ and reclamation works.³⁶ Drainage know-how was initially developed in Italy, then in Holland, and applied in Germany where it made further advances. Projects were carried out in England in the 1530s and the 1560s, involving experts from Italy, France, Holland and Germany. From the late 1580s, and intensively after the first half of the seventeenth century, large-scale projects were initiated for the drainage of the fens, with massive input (both financial and technological) from Holland. Thus, in terms of knowledge formation, we are looking at a European-wide enterprise that was often financed through private investment, which also attracted the necessary expertise.

Another branch of knowledge worth discussing briefly, because it brings together skills and interests highly relevant to water management, is garden architecture. During the Renaissance, emerging in Italy in the fifteenth century, artists and elites rejuvenated and further developed an ancient tradition of decorative waterworks, bringing about a fashion for elaborate gardens with ornamental water systems, which spread throughout Europe. Water gardens as a symbol of power, wealth and high culture reached England mainly through France³⁷ thanks to the brothers De Cause, who obtained a prestigious

32 G. Agricola, *De Re Metallica*, Basilea 1556.

33 E. Ash, *Power, Knowledge, and Expertise in Elizabethan England*, Baltimore 2004, pp. 19–54, particularly pp. 19–20.

34 It must be noted that Augsburg was a "Reichsfreie Stadt", an independent imperial city, run by an oligarchy of merchants and financiers so that the state was likely to adopt a strategy that would allow for the maximisation of the interests of this group including the commodification of knowledge.

35 At the beginning of his career he made an unsuccessful attempt at coal mining in North Wales. Later he turned to the extraction of copper, gold, silver, and quicksilver and, from 1617, he leased the Cardiganshire mines of the Mines Royal Company. Here he succeeded in obtaining large profits, also thanks to the resolution of draining problems (J. W. Gough, *Sir Hugh Myddelton: Entrepreneur and Engineer*, Oxford 1964, see also ODNB).

36 From 1620 Middleton participated in a drainage project on the Isle of Wight, which made use of Dutch expertise and imported machinery, see J.W. Gough, *Sir Hugh Myddelton* (35).

37 King Charles VIII, coming back to France from Naples in 1495, brought with him artists and architects and stimulated the introduction of this new style to France. Thus, in the following century, a French version of the Renaissance garden developed. The brothers Salomon and Isaac De Caus (from Dieppe, in Normandy) were educated in this environment. The earliest English example is probably the garden at Nonsuch Palace, near Cheam in

royal commission at the beginning of the seventeenth century.³⁸ In 1625, Sir Francis Bacon wrote the essay, 'Of Gardens', in which he stressed the technical challenges related to water features and the importance of technical knowhow: 'the ornaments of images gilt, or of marble, which are in use, do well: but the main matter is so to convey the water, as it never stay, either in the bowls or in the cistern.'³⁹ At the time the New River was constructed (1613), this kind of useful knowledge in England had not yet found its way from specialized fields, such as garden architecture, into more mundane applications, such as pipe systems to distribute water from the reservoir in Islington to the city of London. However, it did so in the subsequent century, when Britain slowly became one of the leading centres for the advancement of urban water management systems. In addition to oral and tacit traditions of knowledge transmission through family lineages and apprenticeships, both early modern Europe and Tokugawa Japan had long histories of codifying in written form the skills and knowledge associated with hydrology.⁴⁰ Historical literature on urban water supply overlaps in many respects with books concerned with river control and with more theoretical writings dealing with the velocity and the 'physics' of water. Nevertheless, there is a field that is more focused on urban water management and deals either with instructions on how to set up the water delivery system or with pumping machines. Some of these writings, again, are more prescriptive in nature, but some also reflect the tendency – observed by Davids in the context of river control – to understand and describe regularities and general principles. For example, we can look at literature produced on the subject in Augsburg in the seventeenth and eighteenth centuries, when that city was famous all over Europe for its sophisticated system of urban water supply. The city's position on high ground did not allow for flows of water through simple gravity. Over the centuries more sophisticated techniques for raising and distributing water were developed. By the end of the sixteenth century several Archimedes screws were combined to raise water to high levels and the city was marked by imposing water towers and elegant fountains. Moreover, at that time Augsburg was also one of Europe's most important printing centres. From the middle of the seventeenth century a number of cutting-edge publications in the field of mechanics and architecture were

Surrey, constructed in the 1580s (a garden with grottos inspired particularly by mannerist Italian examples from Florence and Rome), but it seems that it was an isolated case (see T. Knox, 'Complicated beauties': the artificial grotto in England, c. 1600 to the present day, in: I. L. Ballerini/ L.M. Medri (eds). *Artifici D'acque e Giardini*, Firenze 1999, pp. 48-75, here p. 48). On English Renaissance Gardens, Strong discusses the predecessors of the extensive Jacobean usage of water in courtly gardens: French *jardin de plaisir* and the usage of water to stage court entertainment (mostly using existing moats) during the Elizabethan era. R. Strong, *The Renaissance Garden in England*, London 1929, p. 125.

38 Such as the gardens of the London residence of Queen Anne (Somerset House, 1607) and those for the prince's residence in Richmond (1611).

39 Emphasis added. 'Of Gardens' was the 46th essay in the collection of essays Bacon published in 1625. F. Bacon, *Essays or Counsels, Civill and Morall* of Francis Lo. Verulam, Viscount S Alban, London 1625. For a critical consideration of this source see P. Henderson, 'Sir Francis Bacon's Essay 'Of Gardens' in context', in *Garden History*, 36 (2008) 1, pp. 59-84.

40 The development of European publishing on hydrology has been summarized elsewhere, see, for example, A. K. Biswas, *History of Hydrology*, Amsterdam/London 1970. For references concerning Japan see later.

printed there, both by Germans and well-known foreigners. Joseph Furtenbach's influential treatise on architecture, which includes a section on water management, appeared in 1662. In 1720, the architect and mathematician Leonhard Christoph Sturm published his *Vollständige Anweisung Wasser-Künste, Wasserleitungen, Brunnen und Cisternen*.⁴¹ In the same period, the two engineers in charge of Augsburg's waterworks, Caspar Walter senior and junior, published several books on water control. Some of these publications are of a more theoretical nature while others are descriptions of waterworks.⁴² Compared to Japan in the same period, we can detect a tendency to publish printed books of a more theoretical nature as well as descriptive works. This tendency reflects Augsburg's participation in the eighteenth-century enterprise of knowledge production on a European scale by technicians who wished to see their work recognised intellectually and to attract patronage.

In the seventeenth and eighteenth centuries in England, very little was published on hydrology. Books dealing with water-related problems were mainly concerned with the properties of water and techniques for rendering seawater sweet⁴³ as well as with questions of improving internal navigation. One of the earliest publications of a scientific and technical kind is John Bate's, *The mysteries of Nature and Art* (1634), which presents examples of machines (such as pumps, engines, and vessels with specific properties) and solutions to common problems (for example, how to draw water by a crane or by an engine, how to force water to high places and so on), as well as experiments such as 'forcing water by aire compressed', or 'motions by rarifying aire by fire'. The publication could be described as a 'recipe book' that does not aim at explaining general principles.⁴⁴ Another such book is George Atwell's, *The faithful surveyor...* (1665).⁴⁵ Atwell was not a university graduate but a surveyor. Nevertheless, he had made a name for himself in

41 J. Furtenbach, *Die nur noch übrige Frühe und Spaetstunden: mit liebeichen Delectationen der 3 Arten hoch-nutzlichen Gebäwen, sampt derselben Mitgliedern in den Freyen Künsten wol anzulegen, Das Wassergebäw ... / Durch Joseph Furtenbach den Jüngern, Augsburg 1662; L. C. Sturms, Vollständige Anweisung Wasser-Künste, Wasserleitungen, Brunnen & Cisternen wohl anzugeben, Augsburg 1720.*

42 C. Walter, *Hydraulica Augustana, das ist: Ausführliche Beschreib- und Auslegung alles dessen was in des Heil. Röm. Reichs-Stadt Augspurg in den daselbst befindlichen drey obern Haupt-Wasser-Thürnen ... / beschrieben und herausgegeben von Caspar Walter, Augspurg 1720; C. Walter, Beschreibung Aller höltzernen...Gumber-Werck... von Caspar Walter, Stadt Brunnenmeister, Augsburg 1761; C. Walter, Architectura Hydraulica, oder Anleitung zu denen Brunnenkünsten, Augsburg 1765.* They also published on other aspects of architecture, such as carpentry (C. Walter, *Architectura civilis*, Augsburg 1704) and bridges (C. Walter, *Brücken-Bau: Oder, Anweisung wie allerley Arten von Brücken, sowohl von Holz...*, Augsburg 1766).

43 Following the invention, in the 1680s, of a method to do so by Robert Fitzgerald, publications on the matter were translated into other languages such as Italian and French.

44 It is worth noticing that a second, enlarged edition, as a small, easily portable and not too expensive book, was printed a year later, a testament to its popularity. Also interesting is the fact that the second edition's additional material is found mainly in the section on water works.

45 G. Atwell, *The Faithful Surveyor: teaching how to measure all manner of ground exactly, by the chain onely: also, thereby to take distances of a mile space, and the situation of any building. Shewing likewise the making and use of a new instrument, called a pandoron; which supplies the use of the plain-table, theodelite, quadrant, quadrat, circumferentor, and any other observing instrument. As also divers secrets for conveying and clensing of water, flowing and draining of grounds, quenching houses on fire, &c. With an appendix unfolding errors in board and timber-measure: with directions for making a carpenters rule.* By George Atwell late teacher of the mathematicks in Cambridge, London 1665.

Cambridge as a tutor in mathematics and had developed good relationships with Trinity College. Atwell's publication followed the printing in English of a treatise by Isaac de Caus (1590-1648), *Nouvelle invention de lever l'eau*, translated into English by John Leak and published in 1644 as *New and rare inventions of water-works shewing the easiest waies to raise water higher then the spring*.⁴⁶ Another book explicitly devoted to water works is Sir Samuel Morland's (1670–1716) *Hydrostaticks*, published by his son John in 1697.⁴⁷ Morland's book can be seen in the tradition of the 'teatri di machine', but it contains mathematical tables and has 'scientific' aspirations. More publications appeared in the eighteenth century but, in general, between 1650 and 1750 very few books on hydrology were published in England. This reflects a deficiency of indigenous expertise in disciplines contributing to the stock of useful knowledge for the management of water systems. This is a field in which Britain will catch up in the course of the eighteenth century, during which time it will reach a leading position.⁴⁸

In Tokugawa Japan, men in the office in charge of urban waterworks, irrigation and river control were also able to draw on a large body of texts containing hydraulic knowledge. It is probable that these early hydraulic texts came from China. In the fifteenth and sixteenth centuries a large number of Chinese books were imported through official and illicit trade and, although the majority of them were Buddhist treatise, Confucian texts, and Chinese histories, many titles concerned useful and reliable knowledge. There is no doubt that some titles contained hydraulic content, evidenced by Tokugawa intellectuals' repeated references to an Early-Han-period treatise on the Yanzi River.⁴⁹ However, in the mid-seventeenth century Tokugawa hydraulic experts began producing their own texts, a genre called *jikata-sho*, often written by hydraulic experts and administrative officials for their fellow experts. They were published as technical and administrative manuals recording the knowledge and skills gained through direct experience on water control projects. Content ranged from the techniques and methods of land surveying, to budgetary calculations, construction materials and labour management.⁵⁰ One example of these *jikata-sho* manuals is the eleven volume manuscript, *Jōsui-ki* (*Chronicle of the [Tama River] Waterworks*), written in 1791 by the Waterworks Magistrate, Ishino Hiromichi. The manual records the history of the construction and administration, the de-

46 I. De Caus, *New and Rare Inventions of Water-works shewing the easiest waies to raise water higher then the spring*, London 1659 (translated into English by John Leak), based on a work by his brother Salomon: Salomon De Caus, *Les raisons des forces mouvantes avec diverses machines*, Frankfurt 1615.

47 S. Morland [Edited by John Morland.], *Hydrostaticks, or Instructions concerning Waterworks*, collected out of the papers of Sir Samuel Morland. Containing the Method which he made use of in this Curious Art, London 1697.

48 S. Ciriaco (ed.), *Land Drainage and Irrigation*, Aldershot 1998; E. H. Winant, *The Hydraulics revolution: science and technical design of urban water supply in the Enlightenment*, Virginia University dissertation, 1996. On the shift between Italy and the Netherlands as European centers of knowledge about hydraulics, before Britain took the lead, see S. Ciriaco *ibid.* and S. Ciriaco, *Building on Water: Venice, Holland and the Construction of the European Landscape in Early Modern Times*, Oxford 2006.

49 K. Kanki, Muro Kyuso "Mizu ha Shita yori Osamuru" ni mirareru Kyoho-ki no Chisui Shiso, in: *Doboku-shi Kenkyu*, 22 (2002), pp. 41-47.

50 K. Yamamoto, *Kadou Keikaku no Gijutsu-shi*, Tokyo 1999, p. 38.

tails of the water supply systems, and the administration of fee collection. Agronomical manuals are another genre of hydraulic text and were published in large numbers in the seventeenth and eighteenth centuries. These were written by educated farmers or heads of villages as well as by agronomists. In Tokugawa agrarian villages, knowledge transmission via agronomical manuals became important largely because the Tokugawa village heads were literate.⁵¹ They recorded locally accumulated knowledge to be transmitted to future generations and consulted such manuals on floods. Learned agronomists drew on the existing books and manuscripts to make a synthesis of practical knowledge related to water control.⁵²

Knowledge about water control may have become more easily available in printed form in Tokugawa Japan because an infrastructure for publishing developed rapidly during this period, which in turn might have led to a better circulation of ideas between different social and professional groups. Printing in Japan began in the 1590s, and the eighteenth century saw a significant increase in the publication of printed books; 22,000 titles were published in Japan as a whole between the 1720s and 1815.⁵³ Publishers in three commercial and cultural capitals, Edo, Osaka and Kyoto, produced many titles including educational and entertaining texts as well as practical, technical and scientific manuals.⁵⁴ However, despite improvements to printing technology, the circulation of knowledge in the form of manuscripts continued until the mid-nineteenth century; one estimate shows that nearly 40% of all publications in the early modern period were in manuscript form.⁵⁵ The figure may be even higher in the case of hydraulic titles. For example, a search of the text of all titles on the Kokusho Sou-mokuroku database (Catalogue of early Japanese books) returns fifty-two titles containing hydraulic skills and knowledge but many of them are copied manuscripts. These manuscripts, predominantly jikata-sho and agronomical manuals, were records of phenomena related to water controls in rural and urban sites across the country, accumulated over the years by village heads, engineering officials, hydraulic experts and agronomists. For recording descriptions and measurements of hydraulic phenomena, manuscript proved to be a superior form of publication for its speed of production, local circulation, and ease of revision. On the other hand, the printed titles tend to contain greater classification and cataloguing of hydraulic techniques, so it appears that each form of publication had a different

51 For cultural and economic village elites in rural Tokugawa Japan, see for example, P. Kornicki, *The Book in Japan: A Cultural History from the Beginning to the Nineteenth Century*, Leiden 2001.

52 For example Shin'en Sato, the educated agronomist, published a title on river hydraulics in the early 1800s. K. Yamamoto (fn 50), *Gijutsu-shi*, p. 40.

53 In Japan, printing took place on a significant scale from the 1590s and by the end of the 17th century, books printed by woodblock had become a familiar commodity in towns, although the production also increased throughout the Tokugawa period. P. Kornicki, *Book in Japan* (fn 51), p. 175, and P. Kornicki, 'Manuscripts, Not Print: Scribal Culture in the Edo Period,' in: *Journal of Japanese Studies*, 32 (2006) 1, pp. 23–52.

54 These publishers in three capitals produced some 400 titles from 1727–1731 and 600 from 1750–1754. J. L. Van Zanden, *The Long Road to the Industrial Revolution: The European Economy in a Global Perspective, 1000–1800*, Leiden 2009, p. 189.

55 P. Kornicki, *Manuscripts* (fn 53); K. Hashiguchi, *Edo no Hon'ya to Hon Dukuri: Zoku Wahan Nyumon*, Tokyo 2007.

role in the recording and dissemination of knowledge. It is likely that Tokugawa hydraulic officials consulted the writings of their predecessors to learn specific information about local urban waterworks and rivers, while printed books were consulted to gain broader understanding and knowledge of a wide range of techniques. It is interesting, however, that what Davids observed in the context of Chinese hydrology publications did not seem to occur in Tokugawa Japan. Davids argued that, in China, those books on river management written by knowledgeable court officials became canonized, and were used for centuries by later generations of hydraulic officials.⁵⁶ Tokugawa jikata-sho and agronomical texts made frequent references to one another but no particular titles appear to have been canonized.

5. Differences in the development of propositional knowledge relating to water control

Knowledge about water control had long been generated through numerous trial and error procedures, and accumulated in the form of ‘instructions and recipes’ that Mokyr describes as prescriptive knowledge. Mokyr distinguished this type of knowledge from propositional or epistemological knowledge, which itself has two parts: the knowledge of ‘observation, classification, measurement and catalogue’, on one hand, and the establishment of ‘regularities, principles and natural laws that govern [natural] phenomena’, on the other.⁵⁷ Davids’ study concluded that, in the evolution of Chinese hydraulic knowledge, the first form of propositional knowledge was highly valued, while the second form failed to become established.⁵⁸ The evolution of Tokugawa Japanese hydraulic knowledge appears to follow the same course. An important element of hydraulic engineering involved applied mathematics. In Tokugawa Japan, the application of Japanese mathematics, known as ‘Wasan’, focussed primarily on land surveying to measure gradients of terrains and water levels. It is generally agreed that Tokugawa hydraulic experts failed to develop the concept of velocity to calculate volumes of water flowing per unit of time.⁵⁹ However, land surveying, particularly the accurate measurement of gradients, was crucially important for the design and construction of urban waterworks, which is clear from the design of Edo’s Tama River waterworks system. The Tama Waterworks supplied sufficient water fairly successfully to roughly one-third of the city’s residential areas. This would have been practically impossible without the application of highly developed surveying mathematics because the waterworks design almost entirely relied on the gradient of land between the highest point, on the western side of Edo city, to the lowest, on the eastern side, which flowed into Edo Bay. As well as the gradient measurements, Wasan mathematics provided solutions to the management and control of the volume of water

56 K. Davids, *River control* (fn 3), pp. 67-8.

57 J. Mokyr, *Gift of Athena* (fn 2), pp. 4-5 and 10.

58 K. Davids, *River control* (fn 3), pp. 67-8.

59 K. Kanki et al. (eds.) *Edo-josui no Gijutsu to Keiri*, Tokyo 2006, p. 75 ; K. Yamamoto, *Gijutsu-shi* (fn 50), pp. 44-46.

supplied through the water pipes in the city. Water experts were able to calculate levels and mass of water in order to regulate the supply volume, which otherwise would have caused floods.

Knowledge of applying mathematics to water control was developed largely ‘on the job’. Tokugawa Wasan and hydraulic experts developed their expertise by participating in projects involving water control and surveying. Yoshida Mitsuyoshi (1598–1672), the author of a widely circulated mathematical text, *Jinkō-ki*, came from a family of wealthy merchants in Kyoto who also invested in large-scale canal constructions and river controls near Kyoto region. Yoshida himself participated in many construction projects through which he accumulated and generated the useful application of mathematics to hydraulic problems.⁶⁰ Yoshida’s *Jinkō-ki* (first edition in 1629) contained many useful applications of mathematics to calculate slopes and levels.⁶¹ In chapter twenty-one, for instance, Yoshida deals with ‘river controls’ and the ‘building of moats’, while other chapters deal with such issues as measuring areas of fields, estimating height and distance, and calculating square and cubic roots.⁶² There are many such examples of Tokugawa mathematicians developing their applied mathematical knowledge through their office holding in positions such as accountants or constructors. Yamada Masashige’s *Kaisan-ki*, published in the early-seventeenth century, is another early Tokugawa mathematical compendia in many editions which details the construction of bridges. Mathematical applications for surveying were called *chōken-jutsu* and practitioners developed various surveying instrument.⁶³ These were illustrated, for example, in *Sanpou-butankai*, which was published in 1673 by Murase Yoshimasu, and also featured a depiction of a spirit level. The early-eighteenth century marks the beginning of a steady increase in *jikata-sho* titles and publications concerned with surveying; between 1700 and 1856 seventeen titles were published on applied mathematics and many titles included chapters on hydrology. The practical, ‘on the job’ manner of hydraulic training and knowledge transmission in Tokugawa resembles that of China where, according to Davids, hydraulic experts on the Yellow River acquired their knowledge in a ‘purely “ad hoc” manner’.⁶⁴

This is not to say that Tokugawa hydraulic experts and Wasan mathematicians received no formal training at institutions for higher education. Many daimyō lords founded state academies and encouraged their retainers’ learning. Although the curricula of these academies reflected the feudal order, instilled the virtues of Neo-Confucian studies and concentrated more on learning the Humanities, some academies were keen to introduce more practical subjects such as Wasan mathematics, medicine and astronomy.⁶⁵ Nev-

60 Yoshida’s maternal family came from Kyoto’s merchant lineage, Suminokura, who traded as far as Vietnam before the Tokugawa government banned foreign trade in the 1630s. The family had a large investment in Takakura in Kyoto.

61 T. Matsuzaki, *Edo-jidai no Sokuryō Jutsu*, Tokyo 1979, pp. 99–115, 160–173.

62 M. Yoshida, *Jinko-ki*, [translated by Shin’ichi Oya] Tokyo, 1977.

63 T. Matsuzaki, *Sokuryō Jutsu* (fn 61), pp. 100–101.

64 K. Davids, *River control* (fn 3), p. 67.

65 Some academies taught more advanced pure mathematics beyond practical use. See K. Sato, *Kinsei Sugaku-shi: Seki Takakazu no Jitsuzō wo motomete*, Tokyo 2005.

ertheless, mathematics was considered to be a lower subject in the curriculum, to be learnt by the merchant class and lowly ranked samurai. The lack of formal education and training of hydraulic experts and officials in applied mathematics was likely to be compensated by knowledge transmission within lineages. As well as hydraulic lineages, there were several lineages of mathematics and each of them formed a strong band of expert knowledge holders. The literal meaning of 'ryū' is 'river' – a flow of knowledge from a learned person to students or disciples. The transmission of knowledge was carried out in a personal, vertical manner, suggesting a familial or intellectual 'line of descent' from a single master. A ryū refers to generations of followers under a founding master and there were many distinguished multigenerational ryū in early modern Japan. In these networks, skills and knowledge were transmitted through an oral tradition rather than through written texts. Private tuition by these masters and tutors was widely available in the seventeenth and eighteenth centuries and compensated for the lack of formal training in practical and technical knowledge in formal institutions for higher education. Many Tokugawa water experts and urban planners were mathematically trained and well qualified in surveying and designing waterworks and it is highly likely that private tutoring by notable ryū masters was the basis for their education.

Although there was a lack of expertise in the field of hydrology in England at the time of the New River project, surveyors and surveying techniques were available and successfully employed in its construction. Most of the challenges faced in the construction of the New River were related to measuring the lie of the land. Colthurst had originally conducted a survey of the land to determine the route himself, but when Middleton took over the project he hired Edward Wright (1561–1615), a mathematician, cartographer and designer of mathematical instruments, to handle this aspect of the project.⁶⁶ Wright had been educated in Cambridge, was fellow of Gonville and Caius College, and tutor to the Royal family. During Elizabeth I's reign he was involved in the politically and economically significant problem of developing accurate maps for navigation and expansion. He was the author of *Certain Errors in Navigation* (1599; 2nd ed. 1610), in which he presented the correct mathematical basis for the Mercator projection and for more accurate maps. Wright was also involved in mathematical theory and had translated John Napier's *Mirifici Logarithmorum Canonis Descriptio* (*Description of the Wonderful Rule of Logarithms*) into English in 1616, only two years after its original publication in Latin. High-ranking mathematicians did not disdain applying their knowledge to the solutions of practical problems and becoming involved with engineers and investors. From 1611, Wright's position on the New River project was taken up by John Blagrave, a mathematician who had devoted himself particularly to dialling and the development of surveying and astronomical instruments. Furthermore, we can consider the career of

66 He was a mathematician involved in cutting-edge mathematical advancements of the time, having also translated John Napier's *Mirifici Logarithmorum Canonis Descriptio* (*Description of the Wonderful Rule of Logarithms*) into English only two years after its original publication in Latin (respectively 1616 and 1614). In the New River project, he was paid a weekly salary of £2, which was nine times the amount paid to a labourer. R. Ward, *New River* (fn 11), p. 29.

Robert Hooke as an instance of a leading natural philosopher intensively involved in water-related technical problems. For example, in the 1670s Hooke devoted his time to the canalisation of the Fleet river.⁶⁷ The interest of intellectual elites in water-related problems is also attested by the activities of the Royal Society, which debated the issue on several occasions. For example, the Mechanical Committee considered the problem of quickening the flow of water to Islington⁶⁸ in 1664 and 1665; and in 1733, in the context of the aforementioned discussion of the possible use of pumps to improve supply, the committee considered a model of a new engine presented by its inventor, a Walter Churchman.⁶⁹

The participation of European mathematicians in urban water control can, however, be best illustrated with a case from Bologna, Italy, which marked the beginning of the 'scientification of water-related knowledge', a process that, with time, would spread across Europe and influence the British Isles. In Bologna, the position of University Chair of mathematics had, since the fifteenth century, been given explicitly to a scholar placed in charge of managing the city's water supply. Mathematicians in the Jesuit College at Ferrara were also consulted to solve technical problems of water management for Bologna, and included such celebrated scholars as Scipione del Ferro (1465–1526) and Girolamo Cardano (1501–1576). In the course of the seventeenth century, Italian mathematicians contributed to the theoretical understanding of the 'behaviour' of water, including calculations of its velocity. This would help, in time, to solve problems of flooding and the management of the distribution of water to different users (particularly for agriculture, but also for households in cities). Mathematicians who participated in water control projects were at the same time candidates in public mathematics competitions to secure the nobles' patronage. Both Girolamo Cardano (1501–1576) and Benedetto Castelli (1578?–1643) were winners of such competitions. The latter is particularly well known as the author of influential texts on fluids in motion, *Mensuration of Running Water* (1628), and *Geometrical Demonstrations of the Measure of Running Waters* (1639).⁷⁰ Between the seventeenth and the early-eighteenth centuries, significant changes occurred

67 For a description of Hooke's activities see M. Espinasse, *Robert Hooke*, London 1956. For a discussion of Hooke's interactions with practitioners and his employment in the solution of practical problems see R. Iliffe, *Material doubts: Hooke, artisan culture and the exchange of information in 1670s London*, in: *The British Journal for the History of Science*, 28 (1995) 3, pp. 285–318.

68 "Dr Wilkins was desired to propose to those, that are interested in the work of bringing the water of Islington river to London, whether in case any persons can quicken the course of the water, they will consider them for it." *Transactions of the Mechanicall Committee*, 14 November 1664, 12 May 1665. Quote from 14th November, manuscript collection, Royal Society.

69 W. Churchman, "An Account of a New Engine for Raising Water, in Which Horses or Other Animals Draw without Any Loss of Power (Which Has Never Yet Been Practised) and How the Strokes of the Pistons May Be Made of Any Length, to Prevent the Loss of Water, by the Too Frequent Opening of Valves, with Many Other Advantages Altogether New; the Model of Which Was Shewn to the Royal Society on the 28th of November, by Walter Churchman, the Inventor of It", in: *Philosophical Transactions* 1733, vol. 38, 402–404. A full account of the diverse interests of the Royal Society in water related technical and scientific problems cannot be given here and will be presented in a separate paper.

70 B. Castelli, *Della Misura dell'Acque Correnti*, Roma 1628; B. Castelli, *Dimostrazioni Geometriche della Misura delle acque correnti*, Roma 1639.

in Italy for the organisation of institutions devoted to water control. The involvement of mathematicians active at university level changed the professional profile and the training of personnel engaged in the 'hands on' management of water. From the late-seventeenth century, in Northern Italy, examinations were introduced that would verify the mathematical proficiency of candidates and their understanding of the theoretical principles underlying the 'behaviour of water.'⁷¹

6. Concluding remarks

In both Japan and Europe the formation of knowledge about water responded to favourable conditions for its accumulation, including relatively free migration, state patronage, and the circulation in different forms of knowledge related to water management, even in times of war. In the seventeenth and eighteenth centuries in Europe, the dissemination of publications on water increased, and experts with positions in universities and high profile 'scientifically minded' individuals and institutions participated in urban projects or in the processes aimed at the solution of technical problems. In Tokugawa Japan, although publications on hydrology also increased, the status of the discipline did not rise to become a subject of higher education until the mid-nineteenth century. Reciprocal comparisons in this essay have highlighted many similarities in knowledge creation and diffusion systems in these cases. However, we have identified important contrasts, including variations in the openness of knowledge transmission systems and the inclusion of these systems in higher educational settings concerned with mathematical subjects. Another point of contrast is the circulation of knowledge primarily through printed books in Europe as opposed to manuscripts in Japan. Although in Europe, as in Japan, the production of manuscripts continued well beyond the invention and entrenchment of print,⁷² the wider employment of print in Europe remains a significant point of difference between the two cultures, enabling, in Europe, a wider, more 'standardized' diffusion of technical language, concepts and applications. We suggest that the mechanisms of knowledge formation and diffusion developed in Europe may have been better suited to the systematic analysis of technical problems and their understanding in terms of universal laws and generally applicable solutions. Furthermore, the comparison of Japan and Europe has led us to argue, although tentatively, that the status accorded to intellectuals and experts within European institutions for higher education, to enhance the knowledge pertaining to urban and other problems of water control, represents an-

71 See C. S. Maffioli, *Out of Galileo: The Science of Waters, 1628–1718*, Rotterdam 1994, pp. 247-9, 276-7, 337, 426 and C. S. Maffioli, *La Via delle Acque (1550–1700): Appropriazione delle Arti e Trasformazione delle Matematiche*, Firenze 2010.

72 Not much has been written on the matter in terms of publications with technical contents but for a good overview of the practice of scribal publication see H. Love, *Scribal Publication in Seventeenth-Century England*, Oxford 1993. and A. Johns, *The Nature of the Book: Print and Knowledge in the Making*, Chicago/London 1998. See also P. Beal, *In Praise of Scribes: Manuscripts and Their Makers in Seventeenth-century England*, Oxford 1998.

other contrast between the two regions, which can be dated back to the sixteenth and seventeenth centuries. The accumulation of embodied and disembodied useful and reliable knowledge in Japan largely took place in the multigenerational lineages of experts in hydrology and mathematics. Although the practice functioned well enough to produce a succession of competent water engineers and officials, we are inclined to argue that Japan's system for the accumulation of knowledge only offered limited spill-over effects, and only partially contributed to the substantial increase in the stock of useful and reliable knowledge, and the subsequent development of new trajectories of knowledge.

BUCHBESPRECHUNGEN

Markus Wissen: Gesellschaftliche Naturverhältnisse in der Internationalisierung des Staates. Konflikte um die Räumlichkeit staatlicher Politik und die Kontrolle natürlicher Ressourcen (Raumproduktionen. Theorie und gesellschaftliche Praxis, Bd. 10), Münster: Westfälisches Dampfboot 2011, 301 S.

Rezensiert von
Christian Lotz, East Lansing, MI

Die räumliche Dimension des Politischen, Ökonomischen und Gesellschaftlichen ist in den letzten drei Jahrzehnten nicht nur in der radikalen und marxistischen Geografie in den Vordergrund gerückt. Die Virtualisierung der Kommunikation, die immer schnellere und globale Zirkulation von Kapital und die Mobilisierung ganzer Bevölkerungen haben dazu beigetragen, gegenwärtige soziale und ökonomische Dynamiken von räumlichen und geografischen Kategorien her zu denken und zu verstehen. Der „spatial turn“ hat sich auch in den Sozialwissenschaften durchgesetzt, und umgreift die kritische Geografie (Harvey), die Regulationstheorie (Lipietz), die Neo-Gramscian Theorie hegemonialer

Prozesse (Jessop, Gill, Robinson), neue Imperialismus-Theorien (Hardt/Negri, Panitch/Gindin), materialistische Theorien des Staates (Gramsci, Poulantzas) sowie die Scale-Debatte, die zum multidimensionalen Einbezug von lokalen und globalen „playern“, Gruppen und Organisationen in den politischen Prozess und dessen theoretischer Analyse geführt hat, die sich nicht mehr nur über die einfache Beziehung zwischen „dem“ Staat und „der“ Gesellschaft verstehen lassen.

Der Autor möchte „einen Beitrag zur weiteren Ausarbeitung des Konzepts der Internationalisierung des Staates“ (S. 29) leisten. Er unterscheidet dabei drei Prozesse: die „Transnationalisierung der Zivilgesellschaft“, die Ausweitung von „inter- und supranationalen politischen Institutionen“ und die „globalisierungsvermittelte Transformation nationaler Staaten“. Damit beansprucht er, den zuweilen eindimensionalen Diskurs in der materialistisch orientierten Staatstheorie an die gegenwärtige Komplexität in der geografischen, politischen, und rechtlichen Entwicklung anzupassen. Gegenüber Idealisierungen und Verdinglichungen in der gegenwärtigen Diskussion, die auch in den Theorien von Castells und Hardt/Negri zum Vorschein kommen, bringt Wissen eine materialistisch, marxistisch inspirierte Position in Anschlag, die die räumlichen Aspekte,

die ökologischen Prozesse und die ökonomischen und sozialen Dimensionierungen des Staates ins Zentrum rückt. Insbesondere die Diskussion der Kategorie „Natur“ ist nicht nur aufschlussreich für die politische Theorie, sondern sollte gerade in den philosophischen Debatten, die sich in der Tradition der Kritischen Theorie beheimatet sehen, mehr rezensiert werden. Wissen argumentiert sehr sorgfältig gegen Vereinfachungen. So warnt er vor zu einfachen Versionen des Verhältnisses von politischer Form und Rechtsform sowie des Verhältnisses von ökologischer und politischer Dimension nationalstaatlicher und ökonomischer Konflikte: „die skalare Gestalt des Staates“ so Wissen, „beeinflusst die Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse“ (S. 35).

Darüber hinaus hat in den zentralen gegenwärtigen Debatten und Theorien dem Autor zufolge eine Idealisierung stattgefunden, durch die nicht nur die Kategorie des Raumes zunehmend in der Literatur „als ihres gesellschaftlichen Charakters entkleidete Kategorie“ (S. 14) erscheint, sondern auch die Nationalstaatlichkeit vor lauter Globalisierung und Internationalisierung unterschätzt wird. Zusätzlich, so der Autor, hat dabei auch eine „Remaskulinisierung von Politik“ stattgefunden, die zu einer Aufwertung männlich codierter Politikbereiche“ (S. 31) geführt hat. Dagegen argumentiert Wissen, dass diese idealisierten Theorien Ergänzungen in dreierlei Hinsicht bedürfen: die Beziehungen zwischen Ökonomie und Politik kommen zu kurz, die ökologischen und naturbedingten Aspekte dieser Beziehungen bleiben unterbelichtet, und die „Gegentendenzen“ in Theorien, die die Virtualisierung des Räumlichen beto-

nen, sollten hervorgehoben werden. Von diesem Ausgangspunkt positioniert sich Wissen in einer marxistisch inspirierten Tradition in der politischen Theorie und Theorie der Gesellschaft. Um es vorweg zu nehmen, es ist dem Autor hervorragend gelungen, diese Ausgangsposition kritisch auf den gegenwärtigen Diskurs zu beziehen. Im Ausgang von Marx, Luxemburg und Poulantzas werden deren Ideen erweitert, verfeinert, kritisch analysiert und auf die gegenwärtigen Debatten um Autoren wie Harvey und Smith („uneven development“) bezogen. Kritisch arbeitet Wissen heraus, dass die Rolle der politischen Konflikte in der marxistisch inspirierten kritischen Geografie unterbelichtet bleibt, dass die Dimension der räumlichen Redimensionierung nicht beachtet wird und dass Natur- und Geschlechterverhältnisse nicht auf die Beziehung zwischen Kapital und Arbeit reduziert werden können (S. 58-59). An Poulantzas bemängelt Wissen nicht nur, dass dessen Konzept die Naturdimension nicht mit in das Konzept der Räumlichkeit des Staates einbezieht (S. 72), sondern dass eine Erweiterung auf die subnationale und supranationale Redimensionierung politischer und staatlicher Prozesse und deren Materialität notwendig ist. Trotzdem mahnt Wissen an, dass auch die sozialwissenschaftlichen Analyse der letzteren Aspekte durch die „Multi-Level Governance“-Debatte zu kurz greift, weil die „tiefgreifenden gesellschaftlichen Dimensionen und politischen Transformationsprozesse, in die die Produktion neuer räumlich-institutioneller Konfigurationen eingebettet ist“, übersehen werde (S. 83). Schließlich kritisiert Wissen, dass zentrale Dimensionen von Macht in diesen Debatten nicht begriffen werden. Das theo-

retische Kapitel „Zugänge zu Raum und Natur in der kritischen Geografie und Sozialwissenschaft“ (S. 39-139) ist insgesamt gesehen die wirkliche Stärke des Buches, da der Autor beeindruckend die vorhergehenden Ansätze und Theorien kritisch und geschlossen präsentiert.

Der Autor analysiert, kritisch an die Tradition des Marxismus anschließend, die räumlichen Konzepte des Staates im Zusammenhang mit der totalen Subsumption der Natur unter das Kapitalverhältnis, und es ist insbesondere dieser letzte Aspekt, der das Buch auch über die theoretischen Debatten hinausgehend interessant macht. Wissen versteht es vorzüglich, die theoretischen Fragen mit empirischen Untersuchungen und Fallbeispielen zu erläutern. Naturbeherrschung und das Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse rücken im zweiten Teil des Buches in das Zentrum von Wissens Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Theorien. Die philosophischen und ökomarxistischen Thesen, dass „Natur und gebaute Umwelt [...] der Gesellschaft nicht äußerlich, sondern immer schon gesellschaftlich vermittelt“ (S. 105) sind und dass die Produktion von Natur „konstitutiv für soziale Herrschaft“ (S. 106) ist, werden empirisch untersucht und untermauert. Wissen bezieht sich dabei vornehmlich auf die Regulierung des Wassersektors und die Abwasserversorgung und, hochaktuell, auch auf die Entwicklungen intellektueller Eigentumsrechte an natürlichen Ressourcen, wie sie beispielsweise in internationalen WTO-Abkommen zum Vorschein kommen. Wie wir wissen, werden diese von sozialen Kämpfen und Konflikten begleitet, die nur durch einen skalierten Zugang, der die verschiedenen lokalen und globalen Gruppen, Institutio-

nen, und Organisationen mit einbezieht, verstanden und analysiert werden können. Dabei hebt Wissen aber heraus, dass der Konflikt zwischen universal konstituiertem und generell zugänglichen Wissen mit der um sich greifenden Privatisierung in internationalen Abkommen zu neuen politischen und sozialen Entwicklungen führt, die sich nicht mehr nur über traditionelle Konfliktlinien verstehen lassen. Beispielsweise umgreift die Patentierung den Norden wie den Süden (S. 162), und die Dynamik der Patentämter verläuft national und regional (S. 163). Die Konsequenz ist, dass politische Konflikte multidimensional werden, und dass diese auf strategisches „scale-jumping“ aufgebaut sind (S. 173). Dieselben Verschiebungen lassen sich laut Wissen auch in der Politisierung der Biodiversität, der industriellen Landwirtschaft sowie in der Skalierung der Wasserversorgung (S. 196) beobachten. Wissen arbeitet mehrere Beispiele durch, die mit der Reorganisation von lokalen, regionalen und europäischen Institutionen im Zuge der Kommerzialisierung der Wasserversorgung zu tun haben (Hannover und München, S. 204-220). Daraus resultieren nach Wissen zwei Modifikationen der Scale-Debatte, nämlich erstens: die Wirkungen räumlicher Redimensionierungen auf zwischenstaatliche und gesellschaftliche Konflikte müssen aufgewertet werden; und zweitens: internationale Konflikte und deren Skalierung können zu einer Stärkung nationaler Staatsapparate führen (S. 248f.). Insgesamt fällt seine politische Einschätzung der Situation, in der wir uns global befinden, eher skeptisch aus, auch wenn er vor Vereinfachungen warnt. Die Untersuchung der empirischen Fälle legt es nach Wissen nahe, dass wir uns

in einer Entwicklung befinden, in der sich Demokratie und Staatsmacht im Zuge von Kapitalinteressen im „Widerspruch“ miteinander befinden (257f.).

Das Buch liefert insbesondere für diejenigen, die sich für eine übergreifende Perspektive auf internationale politische, staatstheoretische und ökologische Entwicklungen interessieren, Erkenntnisgewinn. Wissen hat eine großartige Studie vorgelegt, die nicht nur den theoretischen und philosophischen Rahmen einbezieht, sondern diesen darüber hinaus mit empirischen Entwicklungen und politischen Konflikten verbindet. Der Autor hat einen breitgefächerten Diskurs rekonstruiert und kritisch analysiert, der sich von der Philosophie über den Marxismus bis hin zu politischer Theorie und kritischer Geografie erstreckt. Das Buch sei jedem empfohlen, der einen synthetischen Zugriff auf dieses weite Feld sucht, und trotz der Zersplitterung von sozialer Theorie, sozialer Analyse und der dazu gehörenden politischen und ökonomischen Konzepte noch an einem übergreifenden Konzept von Gesellschaft festhalten will. Der gesamtgesellschaftliche Zusammenhang wird von Wissen als „Verdichtung von übergreifenden Entwicklungen“ (S. 90) verstanden. Dieser Rückgriff auf zentrale Annahmen der kritischen Theorie vor Habermas wird vom Autor überzeugend dargelegt und auf empirische Untersuchungen angewendet.

Sebastian Conrad: Globalgeschichte. Eine Einführung, München: C. H. Beck Verlag 2013, 300 S.

Andrea Komlosy: Globalgeschichte. Methoden und Theorien, Wien: Böhlau Verlag 2011, 276 S.

Margrit Pernau: Transnationale Geschichte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, 188 S.

Rezensiert von
Steffen Doerre / Moritz Glaser, Kiel

Globalgeschichte, translokale Ansätze, transnationale Geschichte, Weltgeschichte und die Geschichte der Globalisierung beschäftigen sich mit Grenzen, ihren Auswirkungen und deren Überschreitungen. Zwar war in den letzten zwei Jahrzehnten umstritten, welche Grenzen besondere Aufmerksamkeit verdient hätten, doch schlägt nach Margrit Pernau, Matthias Middell und Philipp Gassert nun auch Sebastian Conrad in seiner Einführung zur Globalgeschichte versöhnliche Töne an. Es ginge nicht mehr um scharfe Positionierung, sondern um ein konstruktives Miteinander der unterschiedlichen Ansätze. Selbst die Nationalgeschichte scheint kaum mehr als zentrale Abgrenzung zu fungieren: Als viel zu wichtig gelten auch deren Analysen für das mittlerweile breite wissenschaftliche Feld, welches sich für die „Verflechtung der Welt“ (S. 11) im Großen wie im Kleinen interessiert. Nicht mehr feststehende, stabile Einheiten stehen im Mittelpunkt des Interesses, sondern deren Konstruktionen und ihr Verhältnis zueinander. Die unterschiedlichen Raumkon-

zepte werden dabei als voneinander abhängig und dynamisch verstanden. Ihre jeweilige Bedeutung in konkreten Kontexten gelte es zu ermessen, statt weiterhin „nur“ den methodischen Nationalismus zu überwinden. Das hat auch Auswirkungen auf den Umgang mit zentralen räumlichen Analysekatégorien der Geschichtswissenschaft.

Sebastian Conrad steht nicht allein, wenn er dabei die Globalgeschichte als Perspektive auf grundsätzlich fast alle Gegenstände versteht. Sie sei sowohl brauchbar für große Synthesen, als auch dafür, „konkrete Gegenstände und Fragestellungen in übergreifende, globale Kontexte einzuordnen“ (S. 89). Dass es dabei nur um eine ergänzende Perspektive geht, nicht um den Anspruch auf den Status als Leitdisziplin innerhalb der Geschichtswissenschaft, macht den auf den ersten Blick bescheiden anmutenden Anspruch der Globalgeschichte aus. Schon von Beginn an zeichnete sich dieses Forschungsfeld dadurch aus, dass es als Erweiterung, nicht als Alternative gedacht wurde. Betont werden von allen Autorinnen und Autoren folglich auch weiterhin eher die Anknüpfungspunkte gegenüber anderen Teildisziplinen, seien es die Regionalwissenschaften, die Politik- und Sozialgeschichte oder die Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Kaum wird etwa darauf verwiesen, dass man immer noch eine erhebliche Kluft konstatieren könnte, etwa zu den weithin kaum Anschluss suchenden lokal- und regionalgeschichtlichen Studien älterer Prägung.

Wie die Globalgeschichte aktuell Anschlussfähigkeit herzustellen versucht, wird auch in Sebastian Conrads Überlegungen ersichtlich. Er unterscheidet drei Formen der globalgeschichtlichen Historiographie.

Eine Möglichkeit der Globalgeschichtsschreibung sind für ihn Geschichten mit globalem Horizont, die sich also durch die Berücksichtigung eines globalen Rahmens auszeichnen, auch wenn dieser selbst nicht zum Gegenstand der Untersuchung wird. Als zweite Variante führt er die Geschichte globaler Verflechtungen an, bei der Transferprozesse im globalen Maßstab untersucht werden. Als dritte Form bezeichnet er Geschichten vor dem Hintergrund globaler Integrationsprozesse – in ihnen gehe es mithin darum, dass ab einer gewissen verstetigten Integration der Welt lokale Phänomene nur vor dem Hintergrund eines globalen, systemischen Kontexts untersucht werden können. Kaum eine aktuelle Forschungsarbeit wird nicht in eine dieser Kategorien passen. Conrad selbst privilegiert dabei keines der Konzepte, geschweige denn versucht er, eines davon als Goldstandard zu propagieren.

Längst werden also die Ansätze jenseits des Nationalstaats so weit und damit so inkludierend definiert, dass sie sich als gemeinsamer wissenschaftlicher Kommunikationszusammenhang verstehen lassen. Unter welchem Label sie dabei firmieren, wird mitunter zur Nebensache. Zwar werden Weltgeschichten, transnationale Geschichten, Globalisierungs- und Globalgeschichten immer noch unterschiedliche Einzelaspekte besonders stark akzentuieren, im Zentrum der Debatten steht aber längst schon die Gestaltung eines produktiven Dialogs zwischen den sich aus unterschiedlichen Traditionen speisenden Ansätzen. Da mittlerweile mehrere deutschsprachige Einführungen zu diesem – ganz allgemein definiert: Grenzen transzendierenden – Forschungsbereich existieren, können die Verdienste jeder einzelnen

von ihnen hervorgehoben und ihr jeweiliger Nutzen gegeneinander abgewogen werden. Dass dies überhaupt möglich ist, ist bereits als Anzeichen dafür zu werten, wie sehr sich Globalgeschichte in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem veritablen Zweig der geschichtswissenschaftlichen Forschung entwickelt hat. Ziel der vorliegenden Rezension ist es somit, von Sebastian Conrads 2013 erschienener globalhistorischer Einführung ausgehend, einige aktuelle Forschungstendenzen zu verdichten, zu hinterfragen und selbst wieder zu historisieren.

Neben der Einführung von Sebastian Conrad werden auch die 2011 erschienenen Überblickswerke von Andrea Komlosy, „Globalgeschichte. Methoden und Theorien“, und Margrit Pernau, „Transnationale Geschichte“, berücksichtigt. Aus all diesen – eher an Studierende und interessierte Leser ohne fundierte Vorkenntnisse gerichteten – Einführungen gehen die Chancen und Probleme desjenigen Forschungsgebietes hervor, der im Folgenden Globalgeschichte genannt wird. Gemeinsamkeiten gibt es zuhauf. Das wissenschaftliche und emanzipatorische Potential Grenzen transzendierender und zugleich Grenzen thematisierender Forschungsansätze wird von allen Autorinnen und Autoren ebenso betont wie die Möglichkeit, Disziplinen- und Ländergrenzen überschreitende Wissenschaft zu betreiben. Wenn Sebastian Conrad fordert, die „Mikro- und Makroperspektive dialogisch aufeinander zu beziehen“, die „lokale Eigendynamik“ (S. 95) nicht aus dem Auge zu verlieren und vor allem nach Aneignung und Einpassung vor Ort zu fragen, sieht er sich wohl kaum grundsätzlichen Einwänden der anderen beiden Autorinnen gegenüber und

weiß sich auch in Übereinstimmung mit dem Tenor älterer Sammelbände zur Globalgeschichte.

Trotz dieser grundsätzlichen Gemeinsamkeiten setzt Sebastian Conrad jedoch drei starke eigene Schwerpunkte. Erstens widmet er der Kritik an der Globalgeschichte deutlich mehr Aufmerksamkeit als es in den anderen Einführungen geschieht. Eine weitere Besonderheit ist – zweitens – der Versuch der Kanonisierung. So bietet Sebastian Conrad am Ende seines Buches dem Leser Kurzrezensionen zu den – seiner Ansicht nach – bedeutendsten zehn Werken der Globalgeschichte. Nicht, ohne auch deren Wirkungsgeschichte zu skizzieren. Als eine Art Best-Practice-Beispiele sollen sie dem Leser demonstrieren, dass die Globalgeschichte bisher äußerst anregende Synthesen hervorgebracht hat, aber durchaus auch aus der konkreten Arbeit mit Quellen ambitionierte Einzelstudien entstehen können. Neben Autoren wie Jürgen Osterhammel, Christopher A. Bayly und John Darwin finden auch die hierzulande weit weniger bekannten Erez Manela, Victor Lieberman und Hamashita Takeshi Berücksichtigung. Damit wird neben der thematischen Vielfalt deutlich, dass a) der globalhistorische Anspruch nicht auf die ansonsten in den Mittelpunkt gerückte Moderne beschränkt ist – beginnen doch einige dieser Werke bereits um 1000 n. Chr., und wird b) offensichtlich, an welchen Großentwürfen sich nachfolgende Studien abzuarbeiten haben. Die von Sebastian Conrad vorgenommene Auswahl verwundert dennoch. Nachdem er bis dato vor allem die Untersuchung „konkreter Gegenstände“ in globalgeschichtlicher Perspektive immer wieder hervorgehoben und die Schärfung

des kulturwissenschaftlichen Blicks angemahnt hat, handelt es sich bei den im abschließenden Kapitel dargestellten Monographien wieder überwiegend um große Synthesen, auf die Sebastian Conrad den Nutzen der Globalgeschichte ja gerade nicht beschränkt wissen will.

Conrads Hauptverdienst ist es indes, dass er – drittens – die Globalgeschichte in ihrer tendenziell globalen Ausbreitung selbst historisiert und aus der globalhistorischen Perspektive analysiert. Sichtbar wird dadurch, warum das Projekt Globalgeschichte in unterschiedlichen Ländern und Weltregionen unterschiedlich rezipiert und dann – der Grundannahme der Globalgeschichte folgend – auf ganz eigene Art und Weise angeeignet und in lokale Kontexte eingepasst wurde. Die globalgeschichtlichen Konzepte und Modelle werden in ihren Ausbreitungswegen nachgezeichnet und die Grenzen dieses „Ideen-Transfers“ verdeutlicht. Es geht ihm dabei auch um die Auseinandersetzung mit der Frage, ob die Globalgeschichte als „britisch-amerikanisches Exportprodukt“ (S. 58) zu verstehen sei und ob sich mit diesem wiederum – trotz des ständigen Beteuerns des Gegenteils – eurozentrische, möglicherweise sogar neo-koloniale Sichtweisen verbunden hätten. Das sich ausprägende Verständnis davon, was Globalgeschichte zu leisten verspricht, wird damit in seiner Abhängigkeit von „nationalen und lokalen Interessenlagen“, „spezifischen Formen der Erinnerungskultur, disziplinären Strukturen und politischen Faktoren“ und der „ungleichen Globalisierungserfahrung“ (S. 68f.) sichtbar. Sebastian Conrad beleuchtet die Gründe hierfür und erklärt aus ihnen die verschiedenartigen Schwerpunkte in Bezug auf Fragestellung und

Interpretationen. Ihm gelingt es dadurch, das globalgeschichtliche Instrumentarium am Gegenstand der Globalgeschichte selbst zum Klingen zu bringen.

Globalgeschichte ist immer perspektivenabhängig. Die Einführungen zur Globalgeschichte sind dies nicht weniger. Zwar sind alle hier genannten Verfasserinnen und Verfasser der Einführungen im deutschsprachigen Raum wissenschaftlich sozialisiert worden, doch argumentiert Sebastian Conrad stärker aus der angloamerikanischen Historiographie und der Beschäftigung mit China und Japan heraus, während Margrit Pernau eher von Indien her denkt. Andrea Komlosys indes möchte mit dem Ansatz ihrer Arbeit zeigen, dass man Globalgeschichte von jedem beliebigen Standpunkt, also auch dem des deutschen Sprachraums aus betreiben kann. Diese unterschiedlichen Perspektiven bedingen dann jeweils andere Themenschwerpunkte. Alle drei Einführungen behandeln Migration und die Geschichte von Großräumen, vor allem von Ozeanen, an prominenter Stelle. Alle heben die Geschichte von Territorialregimen (Maier) – jene das Denken und Handeln strukturierenden Räume der Identitätsbildung und der Entscheidungsfindung (z. B. Empire und Nation) – hervor. Sebastian Conrad verweist mit größerem Nachdruck als die beiden anderen Autoren darauf, dass insbesondere „die Untersuchung konkreter Gegenstände“ (S. 199) gewinnbringend sei. Zudem sieht er die entscheidenden Herausforderungen darin, die globale Perspektive auch auf Kategorien wie „race“ und „gender“ anzuwenden und damit kulturhistorische Interpretationen – folglich das Interesse an zeitgenössischen Sinnkonstruktionen und Deutungsvarianzen – nicht an den

Rand der Analyse zu drängen. Andrea Komlosy konzentriert sich demgegenüber stärker auf die Bedeutung von „Arbeitsverhältnissen“ und „Güterproduktion in globalhistorischer Perspektive“. Margrit Pernau richtet ihr Augenmerk mehr als die anderen Autorinnen und Autoren auf die Religion als wichtiges Forschungsfeld. Diese je eigene, auf zukünftig ertragreiche Themen gerichtete Perspektive beeinflusst auch die Darstellung der „Wurzeln“ der Globalgeschichte. So werden Dependenztheorie und Wallersteins Weltsystemtheorie bei Andrea Komlosy zum zentralen Bezugspunkt, bei Margrit Pernau hat das Konzept der Translokaltät ein größeres Gewicht, und Sebastian Conrad dienen immer wieder die postcolonial studies und der Ansatz der multiple modernities als Referenzrahmen. Doch geschieht dies bei keinem der Autorinnen und Autoren unbewusst. Vielmehr zeigt sich auch hier die Bereitschaft von Globalhistorikern, sich selbst und den Ausgangspunkt ihrer Analyse ständig mit zu reflektieren.

Ist der große Mehrwert der Synthese Conrads sicherlich sein Schreiben der Globalgeschichte aus globalhistorischer Perspektive, sind es bei Pernau ihre pointierten Verweise auf die Notwendigkeit einer globalen Begriffsgeschichte. Komlosy weist indes stärker als Conrad und Pernau auf genuin wirtschaftshistorische Forschungsfelder hin. Jede dieser Einführungen ist auf ihre Art und Weise gelungen und zeugt vom breiten Themenspektrum der Globalgeschichte.

Die drei bislang erschienenen deutschsprachigen Einführungen in das Feld der Globalgeschichte zeigen aber vor allem, wie sehr und an welchen Stellen das gesamte globalhistorische Forschungsfeld

hierzulande in Bewegung geraten ist. So sind vormals zentrale Begriffe und Konzepte eher an den Rand gerückt worden. Insbesondere betrifft dies die postcolonial und die subaltern studies in ihren radikalen Varianten. So finden sich die in älteren Veröffentlichungen nicht selten übertriebene Betonung von Agency und die daraus resultierende Relativierung von Machtasymmetrien hier nicht mehr. Andere Begriffe haben demgegenüber ihre Bedeutung verändert. So ist etwa „Eurozentrismus“ vom (wissenschafts-)politischen Kampfbegriff zum Untersuchungsgegenstand geworden. Auch hieran wird deutlich, dass die eigene Historisierung sich noch einmal verstärkt hat. Auffällig ist zudem, dass die Forderung nach relationalen Untersuchungen vermehrt erhoben wird. Die zeitgenössische Bandbreite der Raumbezüge wird dabei zum Ausgangspunkt für Erklärungen. Die Dynamik gerinnt nun aus den Verbindungen der einzelnen Untersuchungsebenen. Analysen in größerem Maß relational zu denken und zu konzipieren, wird von allen drei Autorinnen und Autoren gefordert und folglich darauf verwiesen, dass Globalgeschichte sich nicht mehr damit begnügen kann, Beziehungen und Interaktionen nachzuweisen. Globalgeschichte müsse sie auch einordnen und in ihrer jeweiligen Tragweite ermessen können, will sie erklären und nicht nur beschreiben. Einzelne Räume und die vor Ort wirksamen Integrations- und Desintegrationsprozesse auf regionaler, nationaler und globaler Ebene bieten sich hierfür als Ausgangspunkt an. Es ist daher zu vermuten, dass die Transformationsgeschichte von Räumen unterschiedlicher Größe sowie die Analyse der zeitgenössischen Denkweisen über Räume an

Bedeutung für die Geschichtswissenschaft gewinnen werden. Aber auch andere konkrete Untersuchungsgegenstände werden zukünftig stärker in ihren räumlichen und sozialen Bezügen analysiert werden. Dies macht jedoch das Untersuchungsdesign komplexer. Auch antiglobale Tendenzen und Beharrungskräfte, „Nicht-Transfer“ (Conrad, S. 100) und „Nicht-Aneignung“ werden damit stärker in den Fokus rücken und sich auch Globalhistoriker „wieder verstärkt den Sesshaften, den Bodenständigen und den weniger Privilegierten zuwenden“ (Conrad, S. 103). Somit ist der Globalgeschichte für die nächsten Jahre eine große und vielschichtige Aufgabe gestellt, die auch umfasst, bisherige Ergebnisse noch einmal kritisch zu bewerten. Sie wird zeigen müssen, inwiefern die Globalgeschichte eigentlich die Möglichkeit bietet, kultur- und sozialgeschichtliche Herangehensweisen zu verbinden oder anders gesagt: zu ergründen, in welchem Wechselverhältnis Ideen, die in der und über die Welt zirkulierten, Strukturveränderungen sowie Akteurshandeln in konkreten lokalen Kontexten standen.

Sieht man Globalgeschichte nicht vornehmlich als Gegenstand, sondern als Perspektive der Forschung, wie nicht nur Sebastian Conrad das tut, dann hat sie – obwohl ins Gewand der Demut gekleidet – weiterhin das Potenzial, sowohl alte Geschichten neu zu schreiben als auch Impulsgeber für forschungspraktische Innovationen für das gesamte Fach zu sein. Genau wie die Publikation von Margrit Pernau ist auch Sebastian Conrads Buch weit mehr als eine einfache Einführung. Beide bieten nicht nur Synthese, sondern weisen der Globalgeschichte den Weg. Zusammen mit der Einführung von Andrea

Komlosy ergänzen sie sich in ihren unterschiedlichen Schwerpunkten. Folglich sollten alle drei – trotz ihrer Differenzen im Einzelfall – nicht als Gegenentwürfe gelesen werden.

**Georg G. Iggers / Q. Edward Wang /
Supriya Mukherjee: Geschichtskul-
turen. Weltgeschichte der Historio-
grafie von 1750 bis heute, Göttingen:
Vandenhoeck & Ruprecht 2013, 416
S.**

Rezensiert von
Matthias Middell, Leipzig

Georg Iggers beeindruckte mich das erste Mal als Gastdozent in einem Seminar seines Leipziger Kollegen Werner Berthold 1984, in dem er in weniger als einer Stunde einen Überblick zur Geschichtswissenschaft seit Giambattista Vico gab. Gegenüber dem Systematiker Berthold strahlte er vor allem Weltläufigkeit und persönliche Vertrautheit mit den Trends der Historiografie auf verschiedenen Kontinenten aus. Dies hat auch sein Werk geprägt, das sich wie konzentrische Kreise um die frühe Studie zur deutschen Geschichtswissenschaft seit Herder legt. Zunächst eine noch stark auf Europa und die USA fixierte Geschichte der internationalen Geschichtsschreibung, nun also eine globale Geschichte, die zuerst 2008 in englischer Sprache erschien und in einer überarbeiteten deutschen Auflage vorliegt. Dafür hat er sich der Mithilfe kompetenter Mitautoren versi-

chert, die China und Indien, aber auch die zusammenfassend als islamische Geschichtsschreibung bezeichnete Historiografie behandeln. Gegenüber mehrbändigen Konkurrenzwerken¹ schlägt nicht nur der Vorteil zu Buche, dass man die Weltgeschichte der Geschichtskulturen von Iggers, Wang und Mukherjee an den Strand zum Schmökern mitnehmen kann (sowohl wegen des Gewichts als auch wegen des gut lesbaren Stils) sondern dass auch die Zahl der Handschriften überschaubar bleibt. Selbstverständlich bedeutet das auch eine herkulische Arbeit des Integrierens höchst unebener Forschungsstände, selbst wenn sich die Vf. aus guten Gründen auf die Zeit seit dem späteren 18. Jh. beschränken. Geht es bei Geschichten, die nach Ländern, Kulturen oder Kontinenten sortiert sind, um (meist) implizite oder (seltener) explizite Vergleiche, wollen Iggers et al. Interaktionsgeschichte schreiben, die allerdings, so ließe sich einschränken, zuallererst Interaktion mit dem Westen und seiner Historiografie ist. Süd-Süd-Beziehungen, wie man dies neuerdings nennt, sind in diesem Band kaum zu finden, Postkolonialismus und Subaltern Studies nehmen ihren Weg über westliche Lehrstühle und Verlagslandschaften. Da bleibt es nicht aus, dass wenigstens implizit die westliche Geschichtsschreibung, vor allem aber die Geschichtswissenschaft Europas und der USA den Maßstab bilden, an welchem Anderen ebenfalls „Leistungsfähigkeit“ und „Innovation“ zuerkannt werden. Anders wäre es vorläufig auch kaum möglich, denn über eine ausgefeilte Methodik, wie man Geschichtskulturen (als die Gesamtheit der historischen Repräsentationen und ihrer gesellschaftlichen Gebräuche bis hin zur Geschichtspolitik) zunächst syste-

matisch analysiert und dann miteinander vergleicht, verfügen wir schlicht (noch?) nicht. Soll man deshalb auf eine Synthese „auf dem Wege“ verzichten? Auf jeden Fall nicht, wenn man wie Georg Iggers, ein einigermaßen stabiles Gerüst (die inneren Ringe der oben erwähnten konzentrischen Kreise) zur Interpretation erarbeitet hat und seit zwei Dekaden mit bewundernswerter Neugier neue Entwicklungen und Positionsbestimmungen gegenüber historiografischen Traditionen beobachtet und dem Gerüst anfügt.

Das Vorwort dieses Bandes kritisiert zwar eine (nicht näher benannte) bisherige Forschung, zu sehr die gelehrte Geschichtswissenschaft und damit die szientistischen Ideale der Professionalisierung und Verfachlichung ins Auge gefasst zu haben und deshalb in einem eurozentrischen Bias zu verharren, wehrt sich aber ebenso vehement gegen die postmoderne Kritik an der Geschichtswissenschaft, blind gegenüber ihrer Subjektivität zu sein und letztlich nichts anderes als (gegenüber explizit fiktionaler Literatur lediglich anders legitimierte) Narrative zu produzieren. Ein schmaler Grat, auf dem zu wandern einerseits erlauben soll, die nicht szientistischen Geschichtsrepräsentationen (allein des Nicht-Westens?) einzubeziehen und andererseits doch das Ideal objektiver Wissensproduktion aufrechtzuerhalten. Auf diesem Grat spart man sich jedenfalls ausdrückliche Selbstreflexion, welche narrativen Muster man selbst im Text verwebt. Der Lesbarkeit des Buches kommt diese Entscheidung auf jeden Fall zugute.

Die Vf. beziehen sich auf eine jüngst stärker in Gang gekommene Globalgeschichte/Geschichte der Globalisierung, die gleichzeitig analysierter Gegenstand

und Referenz der eigenen Kontextualisierungsbemühungen dieses Gegenstandes ist. Wohl sei die Geschichte der Globalisierung endlos lang, aber für den untersuchten Zeitraum ergäbe sich eine dreigeteilte Periodisierung: das 18. Jh. als Phase wachsenden Interesses an anderen Weltregionen und globalen Verflechtungen; die Periode vom Ersten Opiumkrieg bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges als Zeitalter des Imperialismus, Kolonialismus, der Industrialisierung, aber auch des Eurozentrismus und der Nationenfixiertheit; schließlich die Jahre seit 1945 mit neuartig neokolonialer Durchdringung und einer gleichzeitig wieder wachsenden Hinwendung zu globalen Themen.

Iggers, Wang und Mukherjee wenden sich natürlich gegen die These, nur der Westen habe ein historisches Bewusstsein entwickelt, sie outen sich als Anhänger der Idee von den *multiple modernities*. Wie das allerdings mit dem anderen Zentralbegriff ihrer Einführung – Verwestlichung – zusammen geht, bleibt ein wenig im Dunklen, wie auch nicht ganz klar wird, was eigentlich Verwestlichung genau meint.

Die einleitend genannte Periodisierung erweist sich nur begrenzt als Gliederungsprinzip für die Darstellung, die an vielen Stellen konventionelleren (und damit regionenspezifischeren) Periodisierungen Platz macht – ein globaler Rundblick in Kapitel 1 wird gefolgt im Kapitel 2 vom Fokus auf Nation und nationalistische Geschichtsschreibung im 19. Jh. im Westen, Nahen Osten und Indien, während Kapitel 3 die Professionalisierung im Westen und Ostasien am Ende des 19. Jh.s beschreibt. Es folgen im Kapitel 4 die Krise des Historismus im Schatten zweier Weltkriege; erneut nationalistische Geschichtsschrei-

bung (nun nur im Nahen Osten und in Asien) in Kapitel 5; der Bogen von Sozialgeschichte über den Postmodernismus (im Westen) zum Postkolonialismus (in Indien, Lateinamerika und Afrika) im Kapitel 6, das die Zeit nach 1945 behandelt. Im Kapitel 7 geht es um das Entstehen des Islamismus und den Rückgang des Marxismus in Asien und im Nahen Osten. Kapitel 8 blickt schließlich auf einige Entwicklungen seit dem Ende des Kalten Krieges zurück, insbesondere die unterschiedliche Stellung der Gender History in den USA und in Europa, das Schicksal von Sozialgeschichte, Kulturgeschichte, Linguistic Turn sowie endlich die scheinbar neuen Trends von Transnationaler und Globalgeschichte.

Es ist hier weder der Raum noch eigentlich Grund, auf die Charakterisierung einzelner Historiker, Schulen und Richtungen und Subdisziplinen einzugehen. Beinahe jede der Aussagen ist streitbar, weil in wenigen Zeilen ganze Bibliotheken und Debatten zusammenfassend. Spezialisten werden vermutlich für jede Seite etwas zu mäkeln haben, weitere Literatur vorschlagen oder darauf hinweisen, dass man Historiker nicht anhand ihrer Ambitionen, die sie im Vorwort ihrer Bücher ausdrücken, sondern an der Einlösung solcher Ansprüche im Gesamtwerk charakterisieren sollte. Das alles schmälert den Wert dieses Buches überhaupt nicht, es bestimmt lediglich die Art seiner Benutzbarkeit. Man sollte es weniger als zuverlässige Enzyklopädie über alle erwähnten Historiker lesen (dafür gibt es inzwischen ausreichende elektronische Hilfsmittel), sondern als gelungenen Problemaufriss. Leser und Leserinnen sind aufgefordert, an der von Georg Iggers über so viele Jahrzehnte bearbeiteten Baustelle

weiter zu graben. So wird man sicher der Geschichte großer Autoren (denen sich manchmal auch Autorinnen an die Seite gestellt finden) eine Geschichte der hier eher am Rande behandelten Institutionen hinzufügen. Die Frage, warum manche Völker sich ihre Geschichten eher von HistorikerInnen (oder sich so gerierenden JournalistInnen) beglaubigen lassen, während andere dieser akademischen Form historischer Repräsentationen in ihren Kulturen weniger Bedeutung beizumessen scheinen, bleibt eine weiter zu untersuchende Dimension. Die Koautorenschaft, in der dieser Band entstanden ist, deutet bereits ein methodisches Prinzip an, dem die Zukunft gehören dürfte. Der englische Wirtschaftshistoriker Gareth Austin hat das Verfahren reziproken Vergleich genannt,² bei der nicht der Westen den Maßstab bildet und der Rest quasi automatisch im Wege des Vergleichs zur defizitären Variante wird, sondern umgekehrt geprüft wird, wie der Westen Herausforderungen angeht, die in anderen Weltgegenden auffällig zu beobachten sind. Es besteht kein Zweifel, dass Iggers, Wang und Mukherjee dafür eine grandiose Basis gelegt haben.

Anmerkung:

- 1 D. Woolf (Hrsg.), *Oxford History of Historical Writing*, 5 Bde, Oxford 2011-12.
- 2 G. Austin, *Reciprocal Comparison and African History. Tackling Conceptual Eurocentrism in the Study of Africa's Economic Past*, in: *African Studies Review* 50 (2007) 3, S. 1-28.

Joachim Rückert (Hrsg.): Arbeit und Recht seit 1800. Historisch und vergleichend, europäisch und global (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 87), Köln: Böhlau Verlag 2014, 389 S.

Rezensiert von
Helmut Goerlich, Leipzig

Der Tagungsband enthält die einschlägigen Referate einer Veranstaltung des Arbeitskreises. Die Gliederung ergibt den Aufbau dazu, nämlich „Arbeit definieren“, „Sich Recht verschaffen“, dann technischer „Arbeitsschutz, Arbeitsmedizin und Recht“, danach „Arbeitsregime im Übergang“ und zuletzt „Der Staat als Arbeitgeber“.

Nach den neuen Wegen der Sozialgeschichte im Sinne von Werner Conze, dem nach dem Kriege recht prominenten, aber auch in die Vergangenheit verstrickten Heidelberger Historikers, die dann auch jenseits seiner Ägide manche Historiker eingeschlagen haben, sucht dieser Band eine rechtsgeschichtliche Parallelaktion darzustellen oder jedenfalls einzuleiten. Denn diesen neuen Wegen fehlte bis jetzt die Orientierung am und im Recht und seiner Sprache. Das deutet schon die Einleitung von Joachim Rückert, Zivilrechtler und Rechtshistoriker in Frankfurt am Main, an; noch deutlicher wird es in seinem Beitrag zum Reden über Arbeit, allgemein und eben juristisch. Anschließend folgt vergleichend Ute Schneider, Historikerin in Duisburg, zum BGB und

zum Familiengesetzbuch der DDR. Den Abschnitt beschließt hier ein Kommentar von Robert Knecht aus Amsterdam zu „Arbeit“ und „Recht“, Begriffen und Verhältnissen.

Geschichtlich reist darauf im ersten Teil Andreas Eckert von den Afrikawissenschaften an der Humboldt-Universität in Berlin ins koloniale Britisch-Afrika unter Aspekten der Etablierung arbeitsrechtlicher Regelungen dort vor dem zweiten Weltkrieg. Naoko Matsumoto, Jurist aus Tokio, schildert vergleichend die rechtlichen Mittel zur individuellen Arbeitskonfliktlösung in Deutschland und Japan um 1900. Jürgen Brand, Arbeitsrechtshistoriker an der Bergischen Universität in Wuppertal, schreibt aus einer abgeklärten, an die Weisheit großer Historiker und Verwaltungswissenschaftler erinnernden Sicht zu Revolution und altem Regime über das gelegnete Erbe, also die Kontinuitäten vom Ancien Régime zum Arbeitsrecht und bis hinein in die Gewerkschaftsbewegung. Willibald Steinmetz, Historiker aus Bielefeld, liefert zu diesen Beiträgen am Ende den Kommentar.

Im zweiten Abschnitt zeigt Paul-André Rosenthal, von der Sciences Po in Paris, die Widersprüchlichkeit des Konzepts der „Berufskrankheit“ am Beispiel der Silikose. Christoph Boyer, Historiker in Salzburg, behandelt Sozialpolitik und Recht in Ostmitteleuropa im 20. Jh. und Christoph Conrad, Zeitgeschichtler aus Genf, kommentiert beide Beiträge dieses Teils. Der nächste Abschnitt setzt ein mit Christoph Rass, Historiker in Osnabrück, nämlich mit „Unfreie Arbeit und globale Mobilität vom 19. bis ins 21. Jahrhundert“. Dann folgt Thorsten Keiser vom MPI für europäische Rechtsgeschichte in

Frankfurt am Main mit „Vertragsbeendigung und Arbeitsregime in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR“, danach Sabine Rudischhauser, Brüssel, mit „Eine andere Nation. Überlegungen zur Entwicklung des Tarifvertragsrechts in Deutschland und Frankreich 1890–1918/19“ sowie schließlich der Kommentator zu alldem von Friedrich Lenger, Historiker aus Gießen. Und im letzten Abschnitt, nun – wie gesagt – zur Rolle des Staates, verhandelt zunächst Therese Garstenauer vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wien, „Der Staat als Arbeitgeber. Österreich und Sowjetrußland/die Sowjetunion in der Zwischenkriegszeit“ und dann Thomas Pierson, wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Herausgeber J. Rückert, „Die deutsche Stadt als Arbeitgeber im 19. und 20. Jahrhundert und das öffentliche Dienstrecht in Europa“. Dieser Teil und der Band schließen darauf mit zwei vergleichenden Kommentaren, einem von Lutz Raphael, Historiker aus Trier, und einem zu Besonderheiten des Arbeitsrechts im öffentlichen Dienst von Bernd Waas, Arbeits- und Sozialrechtler in Frankfurt am Main.

Die Beiträge liegen oft nicht nur vom jeweiligen geographischen, kulturellen und wirtschaftlichen Kontext her weit auseinander. Das erlaubt es nicht, sozusagen aus Anschauung und Ähnlichkeit der Verhältnisse ohne weitere Schritte zu gemeinsamen Schlussfolgerungen zu kommen. Auch bleibt daher jede Studie für sich exemplarisch und ist es kaum möglich, den Band für ein kontinuierliches Narrativ zu nutzen. Gemeinsam aber ist den Beiträgen die Einbettung des jeweiligen Arbeitsrechts in die Ströme distanzierter und vorläufiger Kontextualisierungen, die zu leisten sind

– etwas, was der älteren Generation der Historiker und auch der Rechtshistoriker noch ganz abging, weil sie zumindest verdeckt noch immer von relativ homogenen Verhältnissen in den Gesellschaften, die sie sich zum Gegenstand wählten, ausgingen. Der Kontrast ist hingegen heute der Probstenstein, mit dessen Hilfe sich erst hervorheben lässt, welche Unterschiede, welche Kontinuitäten und welche Innovationen sozialgeschichtlich auftraten und zu bewältigen waren. Das verhilft auch zu größerer Differenziertheit und fördert die Wahrnehmung von Verschiebungen in heutigen Verhältnissen, etwa in der Vielgestaltigkeit der Arbeitsverhältnisse, der Unterschiedlichkeit der Rollen der Tarifpartner und der Verbände überhaupt jenseits von Tarifsyste-men sowie ihrer Beziehungen zur Politik im jeweiligen politischen System. Insofern sind solche Untersuchungen von großem Nutzen, weil sie eine hinreichend differenzierte und differenzierende Sozialgeschichte als Disziplin erst ermöglichen und dann auch viel bedeutsamere Erträge dieser Disziplin zu gewärtigen sind, ganz zu schweigen von der dann erst hinreichend offenen Wissenschaft – offen auch für die Nachbardisziplinen, darunter die Rechtswissenschaft in ihrer heute ebenfalls vielfältigen Ausprägung als nationale, engagierte, vergleichende und politisch wirksame Disziplin. In diesem Sinne kommt den für eine solche Zusammenarbeit exemplarischen, aber auch noch vorläufigen Funktionen dieses Bandes große Bedeutung zu und ist die Leistung der Tagung, ihrer Organisatoren und ihrer Teilnehmer zu würdigen. Geschichte und Sozialwissenschaften werden hier zu Hilfswissenschaften einer Rechtswissenschaft, die sich ihrerseits auffächert in ein Bündel von

Disziplinen selbst innerhalb des jeweiligen Teilgebietes und so einreicht in die Wissenschaften, die ihr zunächst nur zu dienen scheinen. Rechtswissenschaft ist nun nicht mehr nur Rechtskunde vom vermeintlich, d. h. eben vor allem normativ, aber oft keineswegs sozial verbindlichem Recht, sondern wird Wissenschaft vom Recht in seiner Vielfalt als soziales und normatives Phänomen, das für Wandlungen ebenso offen ist wie die Gesellschaft überhaupt und schwerlich auf ein allein vom Staat her reguliertes verbindliches Gerüst reduziert werden kann. Dabei ist das Arbeitsrecht sicher ein dankbarer Kandidat, um dies alles zu illustrieren, ist es doch sicher wesentlich mehr am Puls der Gesellschaft, ihren Machtverhältnissen und den in ihr präsenten Interessen gelegen. Aber vice versa gelten die hier erschlossenen Beobachtungen auch für andere, eher vom Staat her geprägte Rechtsverhältnisse. Globalisierung und Internationalisierung sind im Lichte solcher Perspektiven nicht nur Schlagworte, zeigen sie sich doch an der Art, wie Recht und Rechtsfiguren genutzt, exportiert und reimportiert werden, fast wie Ware und Arbeit, um die es geht. Durch die Erfahrungen einer solchen Tagung wandelt sich auch das Verständnis des Rechts, das nicht mehr von stehenden Begriffen und Begriffsbildungen auf dem Wege dahin nur ausgehen kann, sondern selbst das Kontinuum des Rechts in seinem steten Wandel zu seinem Gegenstand machen muss. Für eine solche Sicht des eigenen Fachs und seines Gegenstandes hilft dieser Band und kann auch jenseits der Rechtswissenschaft die Freuden einer wirklich interdisziplinären Erfassung des Rechtsstoffes vermitteln, ganz ohne aufdringlich und belehrend die Methoden

des eigenen Vorgehens und seinen Ertrag zu Märkte zu tragen.

**Brenda Cooper / Robert Morrell (eds.):
Africa-Centred Knowledges. Crossing
Fields & Worlds, Woodbridge, Suffolk:
James Currey 2014, 232 S.**

Reviewed by
Susann de Ruijter, Leipzig

The book of Cooper and Morrell is an anthology of articles discussing notions of “knowledge production” in a specific African context from the perspective of sociology of knowledge approaches. It goes beyond Eurocentric and Afrocentric perspectives, offering new theoretical and empirical approaches to specific African contexts. Most of the authors work in African research institutions (South Africa, Ghana and Kenya).

The book is divided into two parts, each consisting of six articles. The first part focuses on the epistemological bases of knowledge orders. The second reflects on these approaches by analysing knowledge production in practice, predominantly in Southern African contexts.

The elaborate introduction opens the field for the discussion of “knowledge” in general and explains the Africa-centredness of this edition. By creating a complex field of tension between binaries (diversity versus unity; the archaic and traditional (Africa) versus the present and future (Europe); scientific/modern versus everyday/indigenous; fluidity and similarity), Cooper

and Morrell locate the space of Africa-centred knowledges “between the polarization of the bad place of Eurocentrism and the immoveable rock of Afrocentrism” (p. 2). The editors see the methodological common ground of the contributions as the analysis of the “process of knowledge production with an angle on Africa” and with focus on local knowledges. The aim is to overcome the “false binary between “tradition” [backward] and “modernity” [progressive]” (p. 17) on a spatial (local and global) and temporal (Africa/past and Europe/future) level.

For their theoretical framework Cooper and Morrell refer inter alia to Richard Rottenburg’s approach, which emphasizes the status of authority of contributors to knowledge production, as well as their agreement about the character of knowledge and the means of knowledge negotiation (codes). This is what Rottenburg labels the metacode. Tracing that metacode of Africa-centrism, the authors examine the (self-)reflexive meaning-maker and the mechanisms in which code-switching functions to develop methodological research tools. This approach provides a platform for the participating disciplines (psychology, cultural and social sciences, linguistics and literature, besides biology and geography) to discuss perspectives of Africans (“Afrocentric”) on the specific varieties of everyday reality. Although having been developed from different disciplinary backgrounds, the empirical examples of each article add important aspects to the question of how meaning-making takes place (Part 1) and in demonstrating the negotiation process in everyday settings (Part 2). All contributors reflect the constraints that determine the emergence of knowl-

edge (opinions, exclusions, epistemology, belief versus science, common sense) and which structure the perception of reality, leading to a redefinition or re-evaluation of the bodies of knowledge encompassing their object of research.

To take one example, the article of Signe Arnfred (pp. 51-63) examines whether gender paradigms, as epistemic codes, have shifted as a result from international conferences (UN Decades for Women 1975-85 and 1985-95 and 1995 Beijing Platform for Action), differentiating “the North” and “the South”. She draws the conclusion that a change has happened in development discourse regarding women and gender on a global scale, but needs to be set in relation to the differing histories of feminist movements in Europe and Africa. On the one hand African gender activists have become more visible by sharing the same metacodes with Northern feminists. On the other hand there arises a huge need for African feminists to reflect their aspirations against the backdrop of their own (Africa-centred) cultural-specific interpretations of the feminist past (p. 63). This need results from the common tendency of international agencies to declare gender equality an instrument for development, drawing upon a conceptual distinction between traditional (Africa) and modern (Europe) as represented in development discourse.

This book contributes a great deal to the discourse around the Southern Theory-approach, as represented by Raewyn Connell, by offering a broad variety of empirical examples. The general critique of the epistemological roots of the social sciences results in a self-reflexive analytical perspective on local African phenomena and

discourses. This well-composed edition of essays makes a contribution to our theoretical and methodological understanding of knowledge emergence beyond the dichotomies and within the framework of an Africa-centred approach. The introduction is crucial to the embedding of the articles into the overall context of the book. Without its discussion of the processes of knowledge production it would be difficult to recognize the common thread linking the different cases discussed.

Sabine Mangold-Will: Begrenzte Freundschaft. Deutschland und die Türkei 1918–1933 (= Moderne europäische Geschichte, Bd. 5), Göttingen: Wallstein Verlag 2013, 539 S.

Rezensiert von
Zaur Gasimov, Istanbul

Die deutsch-türkischen Beziehungen schauen auf eine lange Tradition zurück. Das gemeinsame Vorgehen im Ersten Weltkrieg und die Migration der türkischen Gastarbeiter in die Bundesrepublik seit den 1960er Jahren sind nur ein Teil dieser facettenreichen Verflechtungsgeschichte. Eine intensive Interaktion zwischen Deutschen und Türken fand auch in der Zwischenkriegszeit statt. Die Monographie der Wuppertaler Historikerin Sabine Mangold-Will untersucht die Beziehungen der zwei Staaten zwischen 1918 und 1933.

Einer längeren Einleitung, in der die Autorin detailliert den Forschungsstand darstellt, folgt das Kapitel zum „Zusammenbruch der osmanisch-deutschen ‚Waffenbrüderschaft‘“ sowie zu den Aktivitäten osmanischer bzw. türkischer Exilanten in München und vor allem in Berlin. Gerade an der Spree bildeten diese eine breite Palette an unterschiedlichen politischen Strömungen. Zu Recht weist Mangold-Will auf etliche Mankos der früheren Sekundärliteratur zur Geschichte der türkischen Linken (vor allem Mete Tunçays Buch, S.49) hin, die in der Tätigkeit der „Türkischen Arbeiter- und Bauernpartei“ den Nationalismus erkannten. Mit zahlreichen Belegen versehen schildert die Autorin die wechselvolle Geschichte der in- und türkischen Interaktionen in mehreren deutschen Städten in den frühen 1920er Jahren sowie ihre Begegnungen mit den armenischen Emigranten und den deutschen Behörden.

Im Teil II widmet sich Mangold-Will der Beleuchtung der außen- und innenpolitischen Interessen in der Weimarer Republik sowie in der kemalistischen Türkei. Die Evolution einer deutschen Türkei-Politik lokalisiert die Autorin zwischen zwei Polen, dem „Desinteresse“ und der „globalen Präsenz“. Während die Weimarer Republik auf die französische Politik im Nahen Osten Rücksicht nahm und keine strategische Partnerschaft in Ankara anvisierte, war jedoch Berlin, zumindest im Bereich Wirtschaft und Kultur, an einer „globalen Präsenz“ interessiert. Dadurch war auch ein Land wie die Türkei von Interesse für deutsche Unternehmen und Kultur-Mittler. In diesem Teil der Arbeit setzt sich die Autorin auch mit der klassischen Monographie des französischen Historikers Antoine

Fleury¹ auseinander, der im deutschen Engagement im Nahen Osten und vor allem in der Türkei in der Zwischenkriegszeit viel mehr als nur das wirtschaftliche und kulturpolitische Interesse erkannte. Eine gemäßigte deutsche Politik Ankara gegenüber ging jedoch darauf zurück, dass die Türkei aus unterschiedlichen Gründen kein global player war. Bülow sprach sogar vom „italienischen Club der Lahmen und Blinden“ (S. 146) und zählte die Türkei dazu. Andererseits sollte die Stärkung der deutschen Positionen am Bosphorus und im Nahen Osten einer besseren Ausgangsposition der deutschen Diplomatie auf dem europäischen Parkett dienen.

Trotz einer bewussten Distanzierung Mustafa Kemals, der auf eine enge Zusammenarbeit mit Moskau setzte, von Deutschland, erhielten die deutschen Unternehmen andauernd Aufträge, wie z. B. 1925 für den Bau der kommunalen Kanalisation in Istanbul. Eine große Anzahl türkischer Politiker und Abgeordneter zählte zu den Absolventen der deutschen Schulen in der Türkei bzw. hielt sich zu Studienzwecken in Deutschland auf. Treffend ist demnach die Aussage Mangold-Wills, dass „die zuständigen Minister dort nach Vorbildern suchten, wo sie selbst ihre Ausbildung absolviert hatten“ (S. 154).

Deutschland wurde Ende der 1920er Jahre zu einem immer wichtigeren Ort für die Türkei, deren Elite um Atatürk sich und das Land schnell modernisieren und europäisieren wollte. Spannend ist die Beschreibung des Deutschlandbesuchs des türkischen Außenministers Tefik Rüşü Aras 1929. Er erschien in Begleitung seiner Ehefrau – beide europäisch gekleidet – und insistierte auf einem Opernbesuch als Teil des Kulturprogramms (S. 169ff).

Auch weiterhin zeigte sich die Türkei an der Ausbildung türkischer Studenten an den deutschen Hochschulen und an einem direkten Wissenstransfer aus Deutschland in die Türkei interessiert. Dem letzteren Interesse entsprang die Gründung der Landwirtschaftshochschule in Ankara (S. 391ff). Somit kam es zu einem deutsch-türkischen Bildungstransfer noch vor der bekannteren Auswanderung von Hunderten deutscher und jüdischer WissenschaftlerInnen aus Nazi-Deutschland in Richtung Türkei nach 1933.

In den weiteren Teilen des Buches setzt sich Mangold-Will mit den „verflochtenen Leben“ im deutsch-türkischen Kontext sowie mit den Räumen der Begegnung, wie dem deutschen Botschaftsgebäude in der Türkei und den Bällen der türkischen Botschaft in Berlin auseinander. Einer intensiven Beleuchtung setzt die Autorin die Aktivitäten der deutschen Community in Istanbul und das Engagement der Deutschen am Ausbau des türkischen Staatswesens aus, indem sie die zentrale Beteiligung des Oberst Walter Nicolai an der Entwicklung des türkischen Geheimdienstes nachzeichnet.

Während sich Mangold-Will intensiv mit den bilateralen deutsch-türkischen Beziehungen auseinandersetzt und einzelne Mittler wie z. B. die Türkisch-Lektoren an den deutschen Universitäten, Türkeideutsche und einzelne Diplomaten (stellvertretend der Botschafter Nadolny) unter die Lupe nahm, ließ sie eine weitere Gruppe der Mittler zwischen Deutschland und der Türkei, und zwar die turkophonen Einwanderer aus dem Zarenreich bzw. der UdSSR, außer Acht. Dabei waren der Linguist Ahmet Caferoğlu, ein Absolvent der Breslauer Universität (1929) und spä-

ter Professor an der Universität Istanbul, sowie einer der Begründer der türkischen Geschichtswissenschaft, Zeki Velidi Toğan, eng mit Deutschland, der deutschen Kultur und nicht zuletzt der Politik verbunden. Abgesehen von diesem Aspekt ist das Buch bestens strukturiert und stellt einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der deutschen Türkeipolitik zwischen 1918 und 1933 dar.

Anmerkung:

- 1 A. Fleury, *La pénétration allemande au Moyen-Orient, 1919–1939. Le cas de la Turquie, de l'Iran, et de l'Afghanistan*, Berlin 1977.

Heather L. Gumbert: *Envisioning Socialism. Television and the Cold War in the German Democratic Republic*, Ann Arbor: University of Michigan Press 2014, 242 S.

Rezensiert von
Kirsten Bönker, Bielefeld

In den letzten Jahren haben sich immer mehr Historiker und historisch arbeitende Medien- und Kommunikationswissenschaftler dem Fernsehen als Untersuchungsgegenstand nicht nur in den westeuropäischen, sondern nun auch in den ehemaligen sozialistischen Gesellschaften zugewandt. Mit oft an den britischen cultural studies orientierten Zugriffen hat sich die geschichtswissenschaftliche Forschung erfreulich geöffnet. Sie hat audiovisuelle Quellen erschlossen

und wichtige Fragen nach der sozio-politischen Bedeutung des Fernsehens für die staatssozialistischen Regime gestellt, die darauf zielen, deren Stabilität zu erklären. Zugleich wird das Fernsehen, indem Historiker die traditionelle Zurückhaltung der Zunft gegenüber populärkulturellen Themen aufgeben, zunehmend als transnationales Medium ernst genommen, das täglich den Eisernen Vorhang überwunden hat. Wenn auch noch erheblicher Forschungsbedarf besteht, so rückt außerdem bislang zumindest der DDR-Zuschauer allmählich als aktiver Mediennutzer in den Blick.¹ Damit sind ältere totalitarismustheoretische Betrachtungsweisen zu den Akten gelegt, in denen das Fernsehen zu meist als Propagandainstrument erschien, das passive Rezipienten berieselte.

In diesem dynamischen Forschungsfeld hat nun die amerikanische Historikerin Heather Gumbert dem bereits umfangreich erforschten DDR-Fernsehen eine konzise und unterhaltsam geschriebene Untersuchung hinzugefügt. Gumbert hat dafür Archivmaterialien des Bundesarchivs und des Deutschen Rundfunkarchivs zusammengetragen und umfangreich die Forschungsliteratur ausgewertet.

Es ist zu begrüßen, dass sie den Deutschen Fernsehfunk (DFF) ausdrücklich in eine neue Perspektive auf den Kalten Krieg rückt, die zum einen neben der potentiellen militärischen Konfrontation eine medial ausgetragene Auseinandersetzung um die bessere Unterhaltung des Publikums betont. Zum anderen werden nicht zuletzt Medienphänomene im Kontext einer Verflechtungsgeschichte greifbar.

Gumbert konzentriert sich auf die frühen Jahre des DFF, der Ende 1951 auf Sendung ging. Für die Periode bis Mitte der

1960er-Jahre untersucht die Autorin, wie der DFF und die verschiedenen beteiligten Akteure ein Bild des Sozialismus zeichneten, das auf Akzeptanz beim Publikum und der politischen Elite stieß. Dadurch trug das Fernsehen schließlich, wie Gumberts wichtigste These lautet, nicht nur zu einer Normalisierung des sozialistischen Lebens bei, sondern half, die politische Ordnung der DDR zu stabilisieren (S. 1). Bereits einleitend unterstreicht Gumbert, dass das Fernsehen den zentralen Umschwung des DDR-Regimes symbolisierte: Anstelle von Repressionen setzte es zunehmend darauf, einen gesellschaftlichen Konsens zu organisieren (S. 13). Dies bedeutete, wie Gumbert zurecht annimmt, dass Fernsehakteure und Parteiverantwortliche mit dem Publikum über ‚sozialistische‘ Ansichten, Werte, Konsum- und Lebensstilpraktiken kommunizieren mussten. In diesem Kontext zeichnet die Verfasserin nach, wie sich das DDR-Fernsehen zum beliebtesten Unterhaltungsmedium entwickelte, weil es sich auch in Konkurrenz zum bundesrepublikanischen Fernsehen eine eigene sozio-politische und künstlerische Linie erarbeitete.

Gumbert hat ihre Darstellung neben Einleitung und Zusammenfassung in fünf Kapitel gegliedert. Der erste Abschnitt zeichnet die frühe technische Entwicklung des Fernsehens seit den 1940er-Jahren nach. Das zweite Kapitel beschreibt die Etablierung des DFF, die ersten Live-Übertragungen und das rasch wachsende Selbstbewusstsein der Fernsehakteure, zum Aufbau des Sozialismus beizutragen. Kapitel drei rückt die Ansprüche der SED an die politische Zuverlässigkeit der Fernsehkader nach dem Schock der Juniunruhen 1953 in den Blick. Es zeigt, wie der neue Inten-

dant des DFF, Heinz Adameck, ab 1954 Mitarbeiter austauschte und den Sender professionalisierte. Gerade dass der DFF den ungarischen Aufstand 1956 ignorierte, nachdem die Live-Übertragungen von den Olympischen Winterspielen gezeigt hatten, wie sehr Fernsehen ein Medium der Aktualität und visuellen Gleichzeitigkeit sein konnte, ließ alle Beteiligten sein politisches Potential erkennen. Die neue Sendepolitik setzte fortan darauf, mehr Unterhaltung und Anknüpfungspunkte für das alltägliche Leben der Zuschauer zu bieten. Es galt die Maxime, das zunehmend begeisterte Publikum an sich zu binden und ihm ‚sozialistische‘ Werte zu vermitteln. Bis zum Bau der Berliner Mauer entwickelte der DFF neue Formate, die, wie Kapitel vier analysiert, lange beliebt blieben. Krimis, wie „Blaulicht“, oder die Nachrichtensendung „Aktuelle Kamera“, erlangten rasch einen festen Platz im Fernsehprogramm. Besonders Unterhaltungssendungen eigneten sich dafür, in der Systemkonkurrenz mit Westdeutschland die moralische Überlegenheit des politischen Systems der DDR zu visualisieren. Gerade in der Kombination aus Fakt und Fiktion unterstrichen die Narrative des Fernsehens über Grenzschnüggel, dass der Bau der Mauer gerechtfertigt gewesen sei. Kapitel fünf und sechs konzentrieren sich auf den nachhaltigen Wandel der Unterhaltungsprogramme, der einsetzte, als die Fernseh-Oper „Fetzers Flucht“ 1962 sich als Fehlschlag in der Gunst der Partei wie des Publikums erwies und mögliche Ambivalenzen offenlegte, sobald künstlerische und politische Ansprüche auf populären Geschmack trafen. Gumbert zeichnet ferner nach, wie der DFF in den folgenden Jahren mit Serien wie „Gewis-

sen in Aufruhr“ den Zuspruch des Publikums und der Partei errang. Die Autorin argumentiert, dass neben den Unterhaltungsserien Magazine wie „Prisma“ oder Shows wie „Mit dem Herzen dabei“ einen gesellschaftlichen Konsens über das sozialistische Leben erzeugten, den das Fernsehen allabendlich in die Wohnzimmer der DDR-Bürger transportierte. Es adaptierte scheinbar bürgerliche Werte wie Familie, Patriotismus, Liebe zur Heimat, Wertschätzung von Arbeit und Loyalität zum politischen Regime und deutete sie in sozialistische Maßstäbe um. Auf diese Weise bot das Fernsehen dem Publikum Interpretationsrahmen und pries den Sozialismus als Lösung für gesellschaftliche Probleme. Am Beispiel verschiedener Unterhaltungssendungen, Filme und Serien entfaltet Gumbert ihr Argument, dass das DDR-Fernsehen die sozialistische Kultur entworfen, geprägt und propagiert hat. Als Medium der ‚normalen‘ Bürger hat es deren Alltagsleben auf den Bildschirm gebracht.

Gumberts Argumentation, die auf den Konsens über ‚sozialistische‘ Werte zielt, der letztlich zu einer Normalisierung des sozialistischen Lebens beigetragen hat, überzeugt, wenn sie auch nicht ganz neu ist.² Kritisch zu sehen ist, dass die Zuschauer in Gumberts Darstellung eine untergeordnete Rolle spielen. Ihre Stimmen tauchen gelegentlich durch Meinungsäußerungen über Sendungen in Briefen auf, häufiger vermittelt durch die Wahrnehmungen der Fernsehakteure. Diese Beschränkung enttäuscht. Denn einleitend formuliert die Autorin einen theoretischen Zugriff auf Fernsehen, indem sie sich auf Arbeiten von Antonio Gramsci, Raymond Williams und die cultural studies bezieht.

Hier erwähnt sie explizit, dass Fernsehen als soziale Praxis zu untersuchen sei (S. 7). Außerdem eröffne dieser Ansatz, so Gumbert, die Möglichkeit, zu untersuchen, inwieweit die Bürger Handlungsmacht besaßen und ihre eigenen Bedeutungen konstruiert haben (S. 6). Dafür wäre es aber notwendig, gezielt die Zuschauer und nicht, wie es hier überwiegend geschieht, die Programmpolitik oder den Inhalt der Sendungen in den Blick zu nehmen.

Insgesamt bieten die ersten beiden und teilweise auch das dritte Kapitel dem Leser, der mit der einschlägigen Literatur zum DFF vertraut ist, wenig überraschende Argumente. Charmant begegnet die Verfasserin dieser möglichen Kritik bereits in ihrer Einleitung mit dem Hinweis, dass die vorliegende Studie das erste englischsprachige Buch sei, das Fernsehen als „an institution, a medium, and a center of social and political power in the GDR“ (S. 10) diskutierte.

Tatsächlich ist dem Buch sein Zuschnitt auf ein Publikum, das deutschsprachige Forschung nicht zur Kenntnis nimmt, deutlich anzumerken. Allerdings befördert es – positiv gewendet – erheblich einen Wissenstransfer über Sprachgrenzen hinweg, da die Studie neben den Archivmaterialien sorgsam die Forschungspositionen diskutiert. Außerdem ist die Prägnanz der Argumentation erfrischend und macht diesen Teil der Geschichte des DFF über den Kreis der DDR-Experten hinaus leicht zugänglich.

Anmerkungen

- 1 M. Meyen, Einschalten, Umschalten, Ausschalten? Das Fernsehen im DDR-Alltag, Leipzig 2003; ders., Denver Clan und Neues Deutschland. Mediennutzung in der DDR, Berlin 2003.
- 2 Auch hier ist aus den zahlreichen Studien zum Unterhaltungsprogramm des DFF vor allem auf die Arbeiten von Michael Meyen zu verweisen, sowie auf Wolfgang Mühl-Benninghaus, Unterhaltung als Eigensinn. Eine ostdeutsche Mediengeschichte, Frankfurt am Main 2012.

Autorinnen und Autoren

Matthias Berg

Dr., Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften
E-Mail: matthias.berg@geschichte.hu-berlin.de

Kirsten Bönker

Dr., Universität Bielefeld
E-Mail: kirsten.boenker@uni-bielefeld.de

Henning Borggräfe

Dr., International Tracing Service Bad Arolsen
E-Mail: henning.borggraefe@ruhr-uni-bochum.de

Uwe Dörk

Dr., Kulturwissenschaftliches Institut Essen
E-Mail: uwe.doerk@kwi-nrw.de

Steffen Doerre

M.A., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
E-Mail: doerre@histosem.uni-kiel.de

Zaur Gasimov

Dr., Orient Institut Istanbul
E-Mail: Gasimov@oidmg.org

Moritz Glaser

M.A., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
E-Mail: glaser@histosem.uni-kiel.de

Helmut Goerlich

Prof. em. Dr., Universität Leipzig
E-Mail: helmut.goerlich@gmx.de

Levke Harders

Dr., Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Abteilung Geschichte
E-Mail: levke.harders@uni-bielefeld.de

Mina Ishizu

Dr., Research officer for the URKEW project, Department of Economic History,
London School of Economics, London
E-Mail: m.ishizu@lse.ac.uk

Christian Lotz

Prof. Dr., Michigan State University
E-Mail: lotz@msu.edu

Matthias Middell

Prof. Dr., Universität Leipzig
E-Mail: middell@uni-leipzig.de

Hans-Harald Müller

Prof. Dr., Universität Hamburg, Institut für Germanistik 2
E-Mail: harrym@uni-hamburg.de

Myriam Isabell Richter

M.A., Leuphana Universität Lüneburg, Institut für Deutsche Sprache und Literatur
und ihre Didaktik
E-Mail: myriam.richter@leuphana.de

Susann de Ruijter

M.A., Universität Leipzig
E-Mail: ruijter@uni-leipzig.de

Martin Sabrow

Prof. Dr., Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften /
Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam
E-Mail: sabrow@zzf-pdm.de

Simona Valeriani

M.A., Victoria and Albert Museum, Research Department
E-Mail: s.valeriani@vam.ac.uk

Peter van Dam

Dr., University of Amsterdam
E-Mail: p.h.vandam@uva.nl